Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 27 Marburg i. H., den 4. Juli 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Lutherworte — Selbstmord. 2. Urteile — Schleiermachers Reden vom Jahre 1799. Erste Hälfte — Stendhal — Die Geschichte vom Silberschloß. Von Maxim Gorki. Schluß — Geisteskrankheit unter Lehrerinnen — Bücher und Schriften: Ausgewählte Christliche Reden (Kierkegaard); Trost und Rat (Zeller); Heilig ist mir die Sonne (Schroeder); Lebendige Worte (Keller); Geschichte der Reformation am Niederrhein (Demmer); Zur Geschichte des Gottesdienstes in Hessen (Diehl); Monita secreta (Hochstetter); Ignaz von Döllinger (Friedrich); Graf Campello und die katholische Reform in Italien (Robertson); La Crise de la Foi (Gayrand); Die Bibel und ihre Surrogate in der Volksschule (Schiele) — Verschiedenes: Katholische Arbeiterorganisationen; Goethe-anbetung; Zum Fall Reicke; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Obwohl ein Christ frei ist von allen Werken [d. i. von aller Knechtschaft äußeren Werkedienſts], soll er doch wiederum in solcher Freiheit sich entäußern, Knechtsgestalt annehmen, gleichwie ein anderer Mensch werden und an Geberden als ein Mensch erfunden werden, dienen, helfen und allweil mit seinen Nächsten also handeln, wie er sieht, daß Gott mit ihm gehandelt hat und handelt durch Christum. Und soll denken: Mir unwürdigem und verdammtem Menschenkinde hat ohne mein Verdienst aus reiner Barmherzigkeit mein Gott in Christo allen Reichtum der Gerechtigkeit und des Heils geschenkt, ... warum sollte ich nicht freiwillig und fröhlich von ganzem Herzen und aus eigenem Antriebe Alles thun, was mir kund ist als wohlgefällig und angenehm vor Ihm? Ich will mich also meinem Nächsten auch geben als einen Christus. . . .

* * *

So wie unser Nächster Not leidet und unseres Ueberflusses bedarf, so litten auch wir vor Gott Not und bedurften seiner Barmherzigkeit. Wie nun der himmlische Vater uns in Christo umsonst geholfen hat, so sollen auch wir umsonst mit unserm Leib und seinen Werken unserm Nächsten helfen und Einer dem Andern ein Christus werden, auf daß wir gegenseitig Christusse seien und Christus derselbe in Allen, d. h. wahre Christen.

* * *

Wer kann den Reichtum und die Herrlichkeit des Christenlebens fassen! Alles kann und hat es und bedarf keines Dings, ist Herr über Sünden, Tod, Hölle — und zugleich doch Jedermann unterthan und dienstwillig und nützlich. Aber o weh, heute . . . verstehen wir nicht einmal unsern Namen, warum wir „Christen“ sind und heißen. Sicherlich heißen wir nach Christus so, nicht nach dem, der ferne ist, sondern nach dem, der in uns wohnt, d. h. so wir an ihn glauben, wechselsweise und gegenseitig Einer des Anderen Christus sind und thun an dem Nächsten, wie Er an uns gethan.

Von der Freiheit eines Christenmenschen 1520
[Diese Stellen nur in der lateinischen Ausgabe]

Selbstmord

2. Urteile

Es giebt wenig Gegenstände, über die so schwer wäre zu schreiben als über diesen. Wenn ich in meinem heutigen Artikel, dem ein dritter über „Aufgaben“ folgen soll, sehr persönlich rede, so soll das mein gutes Recht erweisen, in der schwierigen Sache mitzureden. —

Wenn wir Knaben über den Kirchhof sprangen, gerieten wir wohl auch einmal in die Ecke, wo die Selbstmörder lagen. Nicht mehr jenseits des Zaunes, aber doch an einer Stelle, an die man Niemanden sonst hinlegte. Es war für uns kein Ort, wo wir spielend weilten. Viele Jahre später habe ich erfahren, daß die Selbstmörderecke dem Heiden Plato zu danken ist, der in seinem „Staat“ schreibt:

> Selbstmörderleichen sollen an einem einsamen Orte begraben werden, an unbebauten, namenlosen Orten, ehrlos, und weder Säule noch Inschrift soll auf das Grab gesetzt werden.

Es kam öfter vor, daß mein Vater Selbstmörder zu beerdigen hatte. Dann stand er früh auf, bei Tagesanbruch, und zog sich zu so ungewohnter Stunde den Amtsrock an — alle Begräbnisse in unserem Dorfe fanden Nachmittags statt — und wir Schuljungen blieben unbegehrt mit unserm Gesang und Kreuz. Mein Vater hielt es dann bei Einem wie beim Andern: er betete am Grabe ein Vaterunser.

Es war immer an der Stimmung im Hause zu spüren, wann solch ein schweres Amtsgeschäft auf ihm lag. Ein Fall ist ihm und uns allen in schwermütiger Erinnerung geblieben. Es handelte sich um einen alten Mann, der von der Versuchung zum Selbstmord viel gequält war, mit seiner Angst auch öfter zu meinem Vater kam und ihm anvertraute, es riefe ihn eine Stimme vom Friedhofe, er solle kommen; der Mann bewog seine Angehörigen, alle Messer u. s. w. ihm aus dem Wege zu räumen: schließlich genügte ihm ein Bohrer, die grausige That zu thun. Mein Vater war die persönliche Milde selbst, aber amtlich streng und ohne Unterschied: der Mann wurde begraben, klanglos und in die Ecke wie die andern.

In der Studentenzeit machte der Selbstmord eines Kommilitonen Eindruck auf mich. Er war Pastorssohn, aus meiner Gegend. Sein Vater, daheim auch der strengen Sitte anhängig, ließ sich gern die laxeren Bräuche der großen Stadt gefallen. Da der Sohn ein sehr lockeres Leben geführt hatte, wurde diese Inkonsequenz dem Vater vollends verdacht. — Bald darauf starb ein sehr angesehener Mann; daß es aus eignem Entschluß geschah, wurde nicht bekannt; ich bekam die Briefe zu lesen, die er in den letzten Stunden vor seinem Ende geschrieben hatte, furchtbare Zeugnisse der immer wachsenden seelischen Erregung, je weiter je zittriger, zuletzt fast unleserlich.

Wenige Wochen, nachdem ich, 25jährig, mein Pfarramt angetreten hatte, hatte ich auch schon den ersten Selbstmord. Mein Dorf zählte 2000 Seelen; von den zehn Jahren, die ich dort verblieb, verging kaum eines ohne solchen Fall. Was dergleichen Vorkommnisse für den Landpfarrer bedeuten, kann sich Niemand ganz vorstellen, der es nicht ist oder gewesen ist. Ueberhaupt halte ich das Dorfpfarramt für viel schwieriger und verantwortlicher als das Stadtpfarramt. Der rechte Dorfpfarrer

ist Kopf, Herz und Gewissen seiner Gemeinde. Was in ihr passiert, geht ihm durch und durch; er ist mit seiner Seele dafür haftbar: dies Gefühl habe ich in der großen Stadt nie gehabt. — Als nun jener erste Selbstmordfall amtlich mir vorlag, sah ich mich trotz aller Macht der Sitte dort zu Lande von keiner festen Tradition getragen. Es handelte sich um eine Frau; sie war die geachtete, arbeitsame Lebensgefährtin des gutmütigen aber vertrunkenen Totengräbers, der Halt des Mannes und des Haushalts. Der Mann grub ihr das Grab in irgend einem Winkel; ich nahm die Trauergesellschaft vom Grab mit in die Kirche und hielt dort eine Predigt über den Selbstmord — aber was dem jungen Pastor beim ersten Anlaß natürlich und Bedürfnis war, das ließ sich doch nicht wiederholen, wenn jedes Jahr das Gleiche brachte?

In jener Zeit habe ich einmal mit meinem sehr wackeren Kirchenvorstand, dem es weder an Intelligenz noch an Ernst für die Sache fehlte, eine Sitzung gehalten, die bis lange nach Mitternacht währte: wir wollten ein Lokalstatut für die Beerdigung von Selbstmördern schaffen. Nachdem wirklich Alles in Einmütigkeit durchgesprochen war, kamen wir zu dem Beschluß, die Hand vom Werke zu lassen, weil es unmöglich sei, die Fälle unter Einen Hut zu bringen. Dem Pfarrer blieb also die Verantwortung und die Freiheit; ob es so das Beste war, weiß ich nicht.

Ich hielt im Weiteren auf die Durchführung der einzigen gesetzlichen Bestimmung, die wir für Beerdigung von Selbstmördern hatten, wie sie schon seit 1874 in Sachsen bestand, aber offenbar sehr verschieden gehandhabt wurde. Da hieß es: „Die Leichen Aufgehobener sind . . . . auf den gewöhnlichen Begräbnisplätzen zu beerdigen.“ Ich legte das im Einverständnis mit meinem Kirchenvorstand dahin aus, daß damit nicht nur das Begräbnis auf dem Friedhofe, sondern das Begräbnis in der Reihe angeordnet sei. Hierüber hatte ich fast in jedem Falle die peinlichsten Kämpfe. Nicht mit der Gesamtmeinung im Dorf, die ganz geteilt war, sondern mit den Angehörigen des je zuletzt begrabenen Toten, die die Nachbarschaft der Selbstmörderleiche zu ihrem frischen Grab als Grauen und Schande empfanden. Zuweilen überredete ich sie einzuwilligen, zuweilen ward ein Ausweg gefunden; einmal konnte ich den hartnäckigen Widerstand nur damit umgehen, daß ich den Selbstmörder neben die ein wenig für sich gelegne Grabstätte der Pfarrfamilie betten ließ.

Auch Selbstmordversuche hatten wir. Ein noch recht junges Mädchen, ungefähr von 16 Jahren, in einem Wirtshause, schnitt sich, überarbeitet und übernächtig, in die Kehle: Weniges fehlte, so war sie hin. Das Verhalten unsrer sonst doch wahrlich klugen und verständigen Leute war unglaublich; es blieb nichts übrig, als die Kranke bis zur Genesung ins Pfarrhaus zu nehmen, weil Niemand sie haben wollte; wir haben unsre Freude an ihr gehabt: sie erwachte, wie aus einem Traum. Ganz einen ähnlichen Fall habe ich viel später in nächster Nähe vollkommen beobachten können.

In der großen Stadt bin ich um Beerdigung von Selbstmördern, wenn ich mich recht erinnere, niemals angegangen worden. Es wurden in Frankfurt viele Tote ohne geistliches Geleit begraben, und was sonst anderwärts in Betracht kommt, Choralgesang und Glockengeläut, gab es überhaupt nicht. So fällt für die Familien Viel von dem Antriebe weg, sich auch in solchem Fall um einen Geistlichen zu bemühen; man begräbt wirklich ganz „in der Stille“. Wäre der Anspruch an mich herangetreten, so würde ich meinen Entschluß ganz davon abhängig gemacht haben, ob ich zu dem Toten ein Verhältnis hatte oder zu den Ueberlebenden eines fand: bei dem herrschenden Personalgemeindetum hätte die Weigerung des einzelnen Geistlichen im Einzelfalle keinerlei Aufsehen gemacht. Ein Doppelselbstmord ging mir sehr zu Herzen während der Frankfurter Zeit. Ich kannte die beiden alten Bäckersleute nicht, aber meine Mutter besuchte sie viel aus Nachbarlichkeit und Mitleid, und sprach oft mit großer Liebe von ihnen; wie sie so arm geworden waren, ist mir nicht mehr gegenwärtig; sie waren Bayern und sollten zu Ehren des bayrischen Heimatsrechts auf die alten Tage in ihre Heimat abgeschoben werden, so zogen sie vor Gift zu trinken. Wäre es an mich gekommen, ich wäre von Herzen gern mitgegangen und hätte sie am Grabe um Verzeihung gebeten für das Unrecht, das die Gesellschaft an ihnen that.

Der Unterschied, ob der Geistliche im Amtskleid ans Grab des Selbstmörders tritt, oder im bürgerlichen Rock, ist mir erst in meiner jetzigen Heimat begegnet. Was Gott der Herr über diesen Unterschied denkt, weiß ich nicht, aber ich meine, er wird nicht viel darauf geben.

Theorien über das Verhalten der Kirche Selbstmördern gegenüber lassen sich mancherlei ersinnen. Mir kommt es hier nur auf Eins an. Niemand im Volk sieht in dem abweichenden Verhalten der Kirche und ihrer Organe solchem Fall gegenüber etwas Anderes als ein Urteil über den Toten.

Die katholische Kirche will das auch abgeben. Sie weigert dem Selbstmörder aus diesem Grunde Begräbnis und Seelmesse. Und die katholische Moraltheologie rühmt sich, daß sie heute allein die sittliche Verwerflichkeit des Selbstmords in vollster Bestimmtheit und Konsequenz festhalte.

Nun, bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein ging auch das weltliche Strafrecht noch in dieser Bahn: entehrendes Begräbnis und Güterkonfiskation stand auf das Verbrechen. In England zieht Selbstmord rechtliche Nachteile noch heute nach sich.

In der evangelischen Kirche wird Niemand aufstehn und sagen, es stünde der Kirche ein richtendes Urteil über die Toten zu. Auch von Kirchenzucht gegenüber dem Toten wird Niemand zu reden wagen, umsoweniger als von Kirchenzucht gegenüber den Lebenden so wenig zu spüren ist. Man wird die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses u. s. w. entweder begründen mit der Rücksicht auf die Sitte, oder mit der Pflicht, abschreckend und erziehend auf die Ueberlebenden zu wirken. Die Rücksicht auf die Sitte verstehe ich (es ist das ein langes Kapitel!); sie schließt nur leider Eines mit ein, das der evangelische Geist verbietet: eben ein richtendes Urteil über den Toten. Denn die Sitte, wo sie noch eine Macht ist, also auf dem Lande, verurteilt und verdammt den Toten. Darüber sollte kein Zweifel sein. Wo Aufklärung oder ein milderes Christentum diese Anschauung gebrochen hat, da ist die Sitte nicht mehr. — Von der abschreckenden oder erziehenden Wirkung eines Selbstmörderbegräbnisses reden wir noch das nächste Mal.

Alles in Allem vertreten Plato, die katholische Kirche, altes Recht und alte Vätersitte das eine extreme Urteil über den Selbstmord: daß nämlich der Selbstmord ein Verbrechen ist, durch welches der Thäter sich mit frevelndem Willen selbst ausstößt aus dem irdischen und himmlischen Bürgerrecht. Bei keinem Sterbenden sonst kann man wissen, ob er verloren und verdammt ist; der Selbstmörder hat sich selbst gerichtet.

Man versteht das Grausen, das über dem Leichnam, dem Grabe, dem Hause des Selbstmörders, ja über Allem, was, Mensch oder Sache, mit ihm in Berührung war, für das gemeine Empfinden liegt, wenn zu dem natürlichen Erschrecken vor solcher That noch eine derartige Jahrhunderte lang fortgewälzte Vorstellung kommt. —

Zu dem andern Extrem der Beurteilung mag uns ein Zugeständnis auch der katholischen Moraltheologie hinüberführen. In dem trefflichen katholischen Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Band 11 Seite 75, heißt es:

> Die Selbstvernichtung des eignen Lebens bleibt entschuldbar im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit, wie er eintreten kann infolge von hochgradiger Melancholie, Wahnsinn, Gemütsleiden, welche ihren physischen Grund auch in organischen Fehlern und körperlichen Krankheitszuständen haben können; letztere beruhen mitunter auf Vererbung.

In welchem Maße die katholische Kirche zu Gunsten „unzurechnungsfähiger“ Selbstmörder eine mildere Praxis übt, und wieso ihre ebendort gerühmte Konsequenz dabei Wandlungen erleidet, konnte ich nicht feststellen und würde mich gern darüber zuverlässig belehren lassen.

Genug daß schließlich bei uns zu Lande bis ins entlegenste Dorf eine Erkenntnis davon gedrungen ist, daß es jedenfalls Selbsttötungen giebt, bei denen alle Verantwortung des Toten als ausgeschlossen erscheint und ihm die That zuzurechnen zum offenbaren Unrecht wird.

Die amtliche preußische Bearbeitung der Selbstmordstatistik kommt (nach v. Mayr im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, zweite Auflage, Bd. 6, S. 718) zu folgenden allgemeinen Ergebnissen:

Ungefähr der vierte Teil der Selbstmorde wird in Preußen unzweifelhaft durch Geisteskrankheit verursacht, und auch von den andern ist noch eine größere Zahl auf psychologische Ursachen, wie Lebensüberdruß, Leidenschaften, Trauer, Kummer, Reue, Scham zurückzuführen.

Ich gestehe, daß ich dieser Motiven- und Ursachenstatistik nicht das mindeste Vertrauen entgegenbringe. Am ehesten noch dem Ergebnis, daß der vierte Theil „unzweifelhaft" durch Geisteskrankheit verursacht sei, in der Voraussetzung, daß dies amtliche „Unzweifelhaft" auf der Thatsache von Sektionen und festen psychiatrischen Beobachtungen beruht. Im übrigen kennt Jeder, der mit Bestattungsangelegenheiten amtlich zu thun hatte, einmal die Leichtigkeit, mit der der zugezogene Arzt durchaus begreiflicherweise die Unzurechnungsfähigkeit des Selbstmörders bescheinigt, und sodann die Hindernisse, die es erschweren den komplizierten Thatbestand der Ursachen und Motive auf einfache Formeln zu bringen, wie sie das auszufüllende Formular verlangt.

In der Münchener Medizinischen Wochenschrift 1900, hat Professor Heller in Kiel auf Grund von dreihundert Sektionen einen Beitrag „zur Lehre vom Selbstmord" gegeben; nach ihm hat nahezu die Häfte derer, die sich selbst töteten, „im unfreien Geisteszustand" gehandelt. Aber gleichviel, wie hoch man die Ziffer der „Zurechnungsfähigen" und „Unzurechnungsfähigen" unter den Selbsttötern schätzen mag, ohne Zweifel ist die Schwierigkeit groß für den „Laien" im Einzelfalle zu einem „Urteil" zu kommen. Indem ich mir vorbehalte, das nächste Mal hieraus Konsequenzen zu ziehen, frage ich heute nur, ob es denn durchaus nötig ist, in jedem Fall ein Urteil zu haben?

So wenig wie einst Plato und seine Gefolgschaft werden natürlich die von jener Schwierigkeit gedrückt, denen jeder Selbstmörder an sich ein Wahnsinniger ist, die für Selbstmord und Verbrechen überhaupt keine andere Formel mehr haben als „krank", „belastet", „unzurechnungsfähig." Ich brauche nur die Namen Lombroso und Tolstoi zu nennen. Wie jede prinzipielle Einseitigkeit das Verdienst hat, einer verkannten Wahrheit zur Anerkennung zu helfen, so auch hier. Aber die Wahrheit selbst ist es nicht. Denn die Frage, welchen Grad von Zurechnungsfähigkeit und Verantwortung der Töter seines Lebens im letzten Moment der That beanspruchen darf, ist teils unlösbar, teils von untergeordneter Wichtigkeit. In den seltensten Fällen ist doch die That das Werk des isolierten letzten Moments. Wir haben sie als den Ausdruck eines größeren physischen oder psychischen Zusammenhangs nach Kräften zu begreifen. Da werden nun, wie in dem Gesamtbilde der Massenerscheinung des Selbstmords, so im Gesamtbilde des Einzelfalls, die physischen und moralischen Fäden irgendwo in einanderlaufen. Der klaren Unverantwortlichkeit, über die kein Billiger ein Wort verliert, treten Fälle zur Seite, wo die „Schuld" eben so deutlich sich aufdrängt. Es scheint also, daß wir niemals aus dem Schwanken des Urteils herauskommen werden, weil die Erscheinung selbst, sofern man nicht nur ihre allgemeinsten Züge als Massenerscheinung ins Auge faßt, sondern auch ihre persönlich-ethische Seite beachtet, eine so überaus schwankende ist.

Darüber braucht ja wohl heute kaum ein Wort mehr verloren zu werden, daß die an der Massenerscheinung beobachtete Regelmäßigkeit für den Einzelfall und also für die Einzelperson keine Notwendigkeit bedeutet. Als Quetelet seine Epoche machenden Beobachtungen veröffentlichte, da ging ein Schrecken durch die moralisierende Halbbildung. Die Zahlenreihen, wie wir sie in voriger Nummer auch vorgeführt haben, schienen Manchem die moralische Freiheit des Einzelnen einfach zu vernichten. Wenn, um mit Quetelet zu reden, auf dem Budget des Deutschen Reiches für 1901 bis 1910 in Summa 120000 Selbstmörder stehen, die gleichsam geliefert werden müssen, wo bleibt da die freie Entschließung des Einzelnen? Nun, es handelt sich eben für den Einzelnen thatsächlich um keine naturgesetzliche Notwendigkeit. Eine solche ist es z. B., daß wir sterben müssen. Daraus folgt für den Einzelnen: du mußt sterben. Aber wenn zur Zeit in Deutschland jährlich 11—12000 sich das Leben nehmen, so folgt offenbar für kein Individuum unter den rund 60 Millionen Einwohnern, daß es sich das Leben nehmen muß. Eine im Gruppen- und Massenleben beobachtete mit einer gewissen Ordnung wiederkehrende Erscheinung macht noch kein Naturgesetz, und die aus dieser Beobachtung für die Zukunft gezogenen Schlüsse bedeuten keine Notwendigkeit, sondern nur eine Wahrscheinlichkeit. Eine Wahrscheinlichkeit kann Niemanden zwingen. Die Wahrscheinlichkeit ist sogar in diesem Falle eine sehr geringe, eine noch viel geringere als wenn man sie nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung berechnete (1901 bei 57 Millionen 11000 Selbstmörder: gäbe für das Individuum eine Wahrscheinlichkeit von rund $\frac{1}{5000}$), weil es sich nicht um schlicht mechanische Vorgänge handelt. Aus den Thatsachen, welche die Massenbeobachtung ergiebt, sind ganz andre Schlüsse zu ziehen.

Wenden wir uns daher zu den Aufgaben, die angesichts der heute gegebenen Gesamtlage der Selbstmord uns stellt.

R

Schleiermachers Reden vom Jahre 1799

1*)

Von den „Reden" in ihrer ersten Gestalt gilt wie wohl von keiner andern Schrift Schleiermachers das Wort: Ex ungue leonem.**) Um freilich diese grandiose Schöpfung in ihrer ganzen Originalität und in ihrer reformatorischen Bedeutung würdigen zu können, dürfen wir weder vergessen, daß auch Schleiermacher, obschon er etwas Außerzeitliches in sich fühlte, ein Kind seiner Zeit war, noch auch, daß er zu den Kindern seiner Zeit in seiner und ihrer Sprache redete. Goethe sagt zwar: Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grunde nur der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln! Aber dieses geflügelte Wort unsres Dichterfürsten ist doch mehr geistreich als zutreffend und auf jeden Fall durchaus cum grano salis***) zu verstehen.

Dies dürfte uns völlig klar werden, wenn wir die im Jahre 1831 erschienene vierte Auflage der „Reden" zur Hand nehmen. Gleich in der Vorrede betont Schleiermacher, daß die Zeiten sich so auffallend geändert hätten, daß die Personen, an die diese Reden gerichtet wären, gar nicht mehr da zu sein schienen. Denn wenn man sich unter den heutigen Gebildeten umsähe, so möchte man eher nötig finden, Reden zu schreiben an Frömmelnde und an Buchstabenknechte, an unwissend und lieblos verdammende Aber- und Uebergläubige, nicht aber an gebildete Religionsverächter. Es gilt eben auch hier: Tempora mutantur et nos mutamur in illis!****) Die Freiheitskriege hatten nicht nur das nationale, nein auch das religiöse Bewußtsein mächtig aufgerüttelt und entflammt. Nicht nur Gelehrte, wie Gotthilf Heinrich Schubert und Ernst Moritz Arndt, nicht nur der höhere Adel, wie die Grafen Dohna und Stolberg, gaben begeistertes Zeugnis von dem in ihnen erwachten Glauben, nein auch die Mächtigsten der Erde, wie Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., unterstellen sich dem Einfluß der pietistischen Wanderpredigerin Juliana von Krüdener und gründen, von ihr dazu begeistert, die sogenannte heilige Allianz. Und wie die andächtigen Besucher der Dreifaltigkeitskirche, die begeisterten Zuhörer der Schleiermacherschen Predigten mit den alle Tempel meidenden gebildeten Religionsverächtern keine Aehnlichkeit besitzen, so gleicht auch der junge, ursprüngliche, fast naive Enthu-

*) Obwohl auf Schleiermachers Reden über die Religion bereits in unsrem Jahrgang 1899 Nr. 12—14 von Professor Otto Ritschl hingewiesen worden ist, bieten wir unsern Lesern obigen Aufsatz, weil wir meinen, daß für das Verständnis jenes Epoche bildenden Buches nicht leicht genug gethan werden kann. Die Wenigsten werden sich bisher selbständig durch die „Reden" durchgearbeitet haben. D H

**) An der Klaue erkennt man den Löwen. D H

***) Mit ein wenig Geist. D H

****) Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. D H

siast und Naturprediger vom Jahre 1799 nicht dem bedächtigen, zu einer spinnwebenfeinen Dialektik und Logik übergegangenen Verfasser der „Glaubenslehre“. Den außerkirchlich-kritischen Standpunkt hat er mit dem kirchlich-gläubigen vertauscht und an Stelle der aus freier Geistesmacht ihr Kollektivopfer bringenden Naturunion befürwortet er die nach Heines witzigem Ausspruch auf den Flügeln des roten Adlers von Kirchturmspitze zu Kirchturmspitze fliegende Staatsunion. Von diesem Schleiermacher müssen wir uns ab- und dagegen dem jungen Schleiermacher zuwenden, bei dem uns noch keine logische Reflexion, sondern eminente Intuition entgegentritt.

Um nun aber dabei nicht in den Fehler zu geraten, seine „Reden“ an dem Vollgehalt des Evangeliums zu messen, dürfte es sich empfehlen, daß wir uns in die Flachheit und Armut jener, der religiösen Momente so überaus entleerten Zeit des Materialismus und Rationalismus hineinzuversetzen suchen. Die kirchliche Orthodoxie hatte völlig Schiffbruch gelitten und auch der seiner Zeit aus Opposition gegen die dogmatische Verknöcherung der protestantischen Theologie aufgekommene Pietismus beschränkte sich fast nur noch auf die Brüdergemeine und deren auswärtige Freunde, die sogenannten „Stillen im Lande.“ Dagegen machte sich der dem Boden Frankreichs entstammende Materialismus immer schamloser breit: Nî Dieu, nî maître! so rief der Lästermund Voltaires. L'homme est machine! das war die Weisheit, die Baron Holbach seinen Zeitgenossen mitzuteilen sich nicht entblödete. Daneben hatten die Engländer, der scholastischen Philosophie eines Wolff zum Trotz, eine neue, rein kritisch-empirische Weltanschauung vorbereitet. Es ist sehr interessant, daß Schleiermacher in seinen „Reden“ gerade auf diesen verderblichen fremdländischen Einfluß sehr deutlich anspielt:

> Jene stolzen Insulaner, die Viele unter Euch so ungebührlich verehren: ihr Eifer für die Wissenschaften (für die Weisheit des Lebens und für die heilige Freiheit) ist nur ein Spielgefecht. . . . Es ist ihnen eben nicht mehr Ernst mit Allem, was über das Sinnliche und den nächsten unmittelbaren Nutzen hinausgeht. . . . So ist ihre Weisheit nur auf eine jämmerliche Empirie gerichtet, und so kann ihnen die Religion nichts Andres sein, als ein toter Buchstabe, ein heiliger Artikel in der Verfassung, in der nichts Reelles ist. Aus andern Ursachen — so fährt Schleiermacher fort — wende ich mich weg von den Franken, deren Anblick ein Verehrer der Religion kaum erträgt, weil sie in jeder Handlung, in jedem Wort fast ihre heiligsten Gesetze mit Füßen treten.

Unter solchen Umständen konnten die Adler des Gerichtes nicht mehr auf sich warten lassen. Kant, der Allzermalmer, wie Schopenhauer ihn genannt hat, erscheint und ruft, nicht ohne Selbstgefühl, aus: Ich vertilgte den Wahn und das eitle Wissen, das den Verstand aufbläht; ich habe meine Gegner geschlagen, um ihnen nützlich zu sein! Ist er doch bedacht, seiner dünkelhaften Zeit, die sich einbildete, in ihren abstrakten Begriffen das Ding selbst zu besitzen, zu lehren, zwischen dem „an sich“ und dem „für uns“ reinlich zu scheiden: nur die Erscheinungsformen treten in unsern Gesichtskreis ein — ihre Ursachen jedoch vermögen wir niemals zu erkennen. Diese Erkenntnis bedeutet, auf das religiöse Gebiet übertragen, zunächst nichts Andres als einen völligen Bruch mit der Metaphysik, eine Entthronung der Religion zu Gunsten einer selbstherrlichen Moral. Denn da Gott unsrer Vernunft völlig unzugänglich sei, so müsse Alles, was man unter einem guten Lebenswandel noch thun zu können meine, Afterdienst und Religionswahn genannt werden. Da zudem das moralische Gesetz nicht außer oder gar über uns, sondern in uns ist, so ist Kant zufolge der allein richtige Weg, nicht, wie bisher, von der Begnadigung zur Tugend, sondern vielmehr von der Tugend zur Begnadigung fortzuschreiten. La religion c'est moi! Und wie Kant die Vorarbeiten englischer Philosophen im geeigneten Moment zum Abschluß brachte, so verlieh Goethe, der wahrlich mehr als ein bloßes Ereignis der Dichtkunst bezeichnet, in schönster Form und in edelster Sprache dem französischen Naturalismus Ausdruck:

> Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. . . . Die Menschen sind alle in der Natur und sie in allen. Mit Allen treibt sie ihr Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt es mit Vielen so im Verborgenen, daß sie es zu Ende spielt, ehe sie es merken. . . . Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihr widerstrebt, man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Wahrlich: l'homme est machine!

Fast möchte man mit jenem Propheten fragen: Waren sie denn Alle abgewichen? Nun, es gab auch damals einen Rest, der seine Knie vor dem Baal der Zeit nicht beugte. Zu diesem gehörte vor allem Hamann, der Magus des Nordens. Dieser tiefsinnige Ostpreuße, der seinen Zeitgenossen bereits in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ recht bittere Nüsse zu knacken gegeben hatte, schreibt an Herder:

> Ohne Glauben sind Diät und Moral Nichts als Quacksalbereien. Dagegen lassen sich mit jener Geistestinktur alle Steine des Anstoßes und Felsen des Aergernisses wie Schaumgerichte verdauen und auflösen. Ihr Magen scheint auch diesen alten milden Wein nötig zu haben.

Hamanns Schlußwort: „Wir haben diesen Wein alle nötig“ wurde vielleicht von Herder, der Fürstin Gallitzin und wenigen andern Auserwählten, nicht aber von den neugierigen Athenern jener Zeit beherzigt, die für seinen Satz: Natura non contristatur*) nur das mitleidige Lächeln des pantheistisch-kritischen Naturalisten besaßen. Zudem redete er nicht die damals moderne Renaissancesprache Griechenlands und Roms, sondern die für die „Armen am Geist“ berechnete Sprache Kanaans: der Stylus Curiae des Himmelreichs bleibt wohl der sanftmütigste und demütigste. Das äußerliche Ansehen des Buchstabens — Dei Dialektus, Soloecismus; vox populi, vox Dei — ist dem unberittenen Füllen einer lastbaren Eselin ähnlicher als jenen stolzen Hengsten, die dem Phaëton die Hälse brachen. — Aus diesem völligen Mangel aller Gestalt und Schöne erklärt sich der Mißerfolg des Wüstenpredigers, wie er in seiner Grabschrift: Judaeis quidem scandalum, gentibus autem stultitiam**) zu überaus charakteristischem Ausdruck gebracht ist. Er war eben nicht, der da kommen sollte — die Zeitgenossen mußten daher noch eines Andern warten. Dieser Andre aber war Schleiermacher! Nur wenn man, wie wir soeben gethan haben, die ablehnende und feindliche, oder doch völlig kühle und gleichgiltige Stellung jener Zeit zu allen Fragen der Religion an seinem geistigen Auge hat vorüberziehen lassen, wird man den Mann in seiner ganzen Bedeutung zu schätzen vermögen, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche wurde, um auf diese Weise „der Himmlischen“, d. i. der Religion, die ihr schmählich entrissene Provinz im Gemüt des Menschen zurückzuerobern.

Zu dieser befreienden That war dieser Mann von der Vorsehung ausersehen und vorbereitet. Im Schoße der Brüdergemeine, die damals in religiöser Hinsicht einer „Insel der Seligen“ glich, erzogen, hatte Schleiermacher, auch nach dem Bruch mit den dogmatischen Anschauungen jener Gemeinschaft, die mehr gefühlsmäßigen Bestandteile der Herrnhutischen Frömmigkeit nicht abgelegt. Das geht aus einer Stelle seiner „Reden“ klar hervor:

> Vergönnt mir, von mir selbst zu reden: Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde. In ihr atmete mein Geist, ehe er noch seine äußeren Gegenstände, Erfahrung und Wissenschaft, gefunden hatte; sie half mir, als ich anfing, den väterlichen Glauben zu sichten und das Herz zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt; sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge entschwanden; sie leitete mich ins thätige Leben; sie hat mich gelehrt, mich selbst mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungeteilten Dasein heilig zu halten und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt.***)

Constantin von Kügelgen

---

*) Die Natur kennt kein Erbarmen. (Johova aber ist barmherzig u. s. w.) D H

**) 1. Kor. 1, 23.

***) Zu wissenschaftlichen Zwecken ist noch immer die beste Ausgabe der „Reden“ die von Pünjer (Braunschweig 1879). Für Laien brauchbarer, weil übersichtlicher und handlicher, sind die Ausgaben von Lommatzsch (Bibliothek theologischer Klassiker, Band 4) und von Otto (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht), diese ein mit kurzem Kommentar versehener Jubiläumsabdruck der ersten Auflage. Schade, daß der Herausgeber kein Register beigefügt hat. D H

Stendhal

1

v. Stendhal nannte sich nach jener kleinen Stadt in der Altmark, der Geburtsstadt Winkelmanns, den er sehr verehrte, der französische Schriftsteller Henry Marie Beyle, der 1783 zu Grenoble geboren wurde. Früh verlor er seine Mutter, und eine überstrenge Erziehung bei Verwandten hat gewiß Einfluß auf seine innere Entwicklung gehabt. Ein Verwandter half ihm aus den unglücklichen Familienverhältnissen und veranlaßte ihn, als Freiwilliger am zweiten italienischen Feldzug Bonapartes teilzunehmen. Er machte dann fast alle Feldzüge Napoleons mit, auch den russischen. Zunächst als Offizier, später als Verwaltungsbeamter, weil man sich als Offizier zu sehr bücken müsse, bis man zu höheren Stellen gelange. Nach dem Sturz Napoleons, dem seine ganze Liebe galt, hielt er sich sieben Jahre in Mailand auf, die er selbst als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet. Als er dann von der österreichischen Regierung ausgewiesen wurde, lebte er zunächst in Paris, immer in Existenzsorgen, bis er nach der Julirevolution der Regierung seine Dienste anbot. Sie sandte ihn als Konsul nach Triest und dann nach Civita-Vecchia „unter die afrikanischen Barbaren“. Das Beamtenleben hielt er nicht allzu lange aus, auch zerrüttete das Fiberklima seine Gesundheit. Er begab sich wieder auf Reisen nach Italien, Spanien, Irland, Holland, bis er aus Geldmangel in den Dienst zurückkehren mußte. Er ist dann 1842 in Paris an einem Schlaganfall gestorben.

Schriftstellerisch trat er erst als Dreißigjähriger hervor, zunächst als Musik- und Kunstschriftsteller. Haydn, Mozart und italienischer Kunst galt seine erste Schriftstellerei. 1822 erschien seine berühmte „Psychologie der Liebe“, von der bis zum Jahre 1833 ganze siebzehn Exemplare verkauft waren. Sein erster großer Roman erschien 1830 unter dem Titel Le Rouge et le Noire mit dem Nebentitel Chronique de 1830 oder auch nach andern Ausgaben: Chronique du 19. Siècle. 1835 veröffentlichte er La Chartreuse de Parme, seinen zweiten großen Roman, der zugleich der letzte war, den er vollendet hat. Auf der Bibliothek zu Grenoble sollen sich noch siebzig Bände Stendhalscher Manuskripte befinden.

Stendhals erster Roman liegt nun auch in deutscher Uebersetzung und eingeleitet von v. Oppeln-Bronikowski vor: Rot und Schwarz. Leipzig, Eugen Diederichs, 1900. Zwei Bände. 400 und 446 Seiten. 6, gebunden 8 Mk. Fast gleichzeitig erschienenen: Aphorismen aus Stendhal, über Schönheit, Kunst und Kultur, übersetzt und zusammengestellt von Benno Rüttenauer, Straßburg, J. H. Ed. Heitz. Gebunden 3 Mk. Die eben gegebenen Daten entstammen zum Teil den Einleitungen dieser beiden Bücher.

2

Goethe besaß im Unterschied von recht vielen Goethephilologen der letzten Jahrzehnte einen sicheren Blick auch für die neue Romanlitteratur, die damals zuerst in Frankreich bei Stendhal und Balzac hervortrat. (Vergl. auch Nr. 8, Sp. 174.) Balzacs Le Peau de chagrin — „Die Glückshaut“ übersetzt man es wohl am besten — las Goethe noch in seinem letzten Lebensjahr und meinte, es sei ein vortreffliches Werk neuester Art, „welches sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geschmack hin- und herbewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten sehr konsequent zu brauchen weiß, worüber sich im Einzelnen viel Gutes würde sagen lassen.“ So spricht er denn auch einmal von „Rot und Schwarz“, das er für Stendhals bestes Buch hält, und meint zu Eckermann: „Doch kann ich nicht leugnen, daß einige seiner Frauencharaktere ein wenig romantisch sind. Indessen zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, so daß man dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag.“

Aber der Roman ist bald vergessen worden, und was Stendhal an Balzac schrieb, als dieser sich für La Chartreuse de Parme begeisterte, wurde fast wahr: „Ich glaubte, ich würde erst um 1880 gelesen werden.“ Er paßte schlecht genug in seine Zeit, und grade Le Rouge et le Noire am schlechtesten:

> Man müßte die Meinung haben, die die Mode grade vorschreibt. Ich bin leider in dieser Beziehung übel daran. Mein Glück besteht in meinen Ueberzeugungen; sie mag ich nicht vertauschen gegen das Vergnügen der Eitelkeit und die Vorteile des Geldes. Der Himmel hat mich so wenig mit dem Instinkt weltlichen Erfolgs bedacht, daß ich mich mit aller Gewalt in den Anschauungen bestärke, von denen man mir sagt, daß sie unzeitgemäß sind; und daß es meine höchste Lust ist, auf Thatsachen zu stoßen, die mir solche gefährliche Wahrheiten immer wieder aufs neue beweisen. (Bei Rüttenauer S. 5)

Erst Taine machte um 1866 Frankreich wieder mit Stendhal bekannt. Alsbald wurden dessen Bücher von großem Einfluß auf den französischen Realismus und Naturalismus. Noch mehr vielleicht auf den psychologischen Roman, wie ihn besonders Paul Bourget pflegt, ein begeisterter Verehrer Stendhals.

Während jetzt in Frankreich das Interesse für Stendhal schon wieder nachzulassen scheint, regt es sich in Deutschand. Das ist nicht zum wenigsten den Hinweisen Nietzsches auf ihn zu verdanken, dem der Franzose Geist von seinem Geiste war. Er rühmt sein „Psychologen-Auge“, seinen „Thatsachen-Griff, der an die Nähe des größten Thatsächlichen erinnert [Napoleon].“ Ja Nietzsche nennt ihn gradezu „das letzte große Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren geben muß, als einem erkennenden, vorwegnehmenden Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschiert ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Jetzt, wie gesagt, kommandiert er, ein Befehlshaber für die Auserwählten . . . . .“

3

In Stendhals Geburtsort endete der junge Berthet, der Priester werden wollte, aber die Weihen noch nicht empfangen hatte. Um das Jahr 1828 befand er sich als Hauslehrer in einem gutbürgerlichen Hause der Dauphiné und machte in einem Anfall von Liebesraserei und Eifersucht in der Kirche während des Hochamts einen Mordversuch an der Mutter seiner Zöglinge. Der Mordversuch mißlang zwar, wurde aber als Tempelschändung aufgefaßt. 1828 verurteilte man den jungen Berthet zum Tode und ließ ihn hinrichten. Dieser Prozeß gab Stendhal den äußeren Anstoß zu seinem Roman „Rot und Schwarz“. Sein Held Julian vollbringt dieselbe That wie Berthet und wird auch hingerichtet. Uebrigens hat der Dichter, wie er selbst erklärte, Viel von sich und seinem eignen Leben in die Gestalt und Geschichte Julians hineingelegt. Julians seelische Entwicklung in seinen Lehr- und Wanderjahren bilden das Rückgrat des Romans, der sonst sehr locker komponiert ist. Man macht Stendhal überhaupt den Vorwurf, daß ihm grade im Gegensatz zu den meisten französischen Schriftstellern der Sinn für die Komposition eines großen Ganzen abgehe. Der Vorwurf gilt in der That auch für unsern Roman, bedeutet mir aber nicht Viel. Grade den größten Romanen aller Zeiten kann man denselben Vorwurf machen. Auch Cervantes Don Quixote, auch Goethes Wilhelm Meister, auch Kellers Grünen Heinrich trifft er. Und sie sind doch viel mehr wert als die festgefügtesten Romankompositionen. Grade in jenem Mangel haben wir ein Merkmal, daß ihre Dichter nicht nur „Artisten“ sind, was für die Dauer eines Romans recht wichtig ist.

Mit der Geschichte Julians aber ist aufs engste verwoben die Geschichte seiner Zeit, jener traurigen „Restaurationszeit“, da der letzte Bourbone sich mit Hilfe des Klerus um die Krone brachte. Die Jesuiten waren damals in Frankreich die wahren Herrn. Frömmelei und Heuchelei standen in üppigster Blüte. Im Namen der Religion wurde wieder einmal die Religion um allen Kredit gebracht. Die Soutane, das Schwarz regierte. Der beschränkte Karl X. beugte sich ihr. Wer mitregieren wollte, aber nicht beschränkt genug war zu solcher Frömmelei, heuchelte sie. Religiöse Vereine und Affiliationen schossen auf wie die Pilze. Es kam dahin, daß man Jeden, der irgendwie religiöses Gefühl äußerte, sofort „Jesuit“ d. i. Heuchler nannte. Die Polizei, die Behörden, die Minister waren vom Klerus beherrscht, der alle Anstellungen bis zum Dienstbotenpersona

herab austeilte. Damals war Molieres Tartuffe Zugstück. Diese Zeit schildert Stendhal meisterhaft in seinem Roman und übt an ihr die unerbittlichste Kritik.

Die heranwachsende Jugend aber sehnte sich aus dieser verlotterten Zeit zurück nach der Vergangenheit, da ihre Väter für Napoleon geblutet hatten. Er vertrat ihnen immer mehr die Kraft, die Leidenschaft, die Größe.

On parlera de sa gloire
Sous le chaume bien longtemps,
L'humble toit, dans cinquante ans,
Ne connaitra pas d'autre histoire

sang Beranger. Im Gegensatz zum Schwarz repräsentierte Napoleon das Rot, das Leben, die Fülle. So kann man sich leicht den Titel des Romans „Rot und Schwarz“ erklären. Stendhal selbst soll gesagt haben: Le Rouge bedeutet, daß Julian, wenn er früher geboren wäre, Soldat geworden wäre, aber zu der Zeit, wo er lebte, war er gezwungen, die Soutane zu tragen.

Das war „die Uniform seines Jahrhunderts“. Der heroische Mensch, der zu Großem geboren ist, weil er die Leidenschaft liebt, muß, weil er um das Jahr 1830 in Frankreich lebt, die Soutane anziehen, das Kleid der Entsagung, wenn er herrschen will. Darin liegt die Tragik des Romans. Und da Niemand, der herrschen will, ohne Heuchelei grade das Kleid der Entsagung anlegen kann, so liegt darin auch Schuld. Sie ist zugleich Stendhals eigenste Tragik und Schuld, der im Geheimen sich für Napoleon begeisterte und öffentlich, zumal als Beamter, wohl oft genug mit den Wölfen geheult hat. Das Einssein des Zeitgeschichtlichen und des Persönlichen kennzeichnet diesen wie so manchen großen Roman und giebt ihm seinen hohen Wert. Freilich verbirgt Stendhal das Persönliche möglichst. Er versteckt sein heißes, flammendes Herz unter trockener Sachlichkeit und verstandesmäßiger Deutlichkeit. Niemand soll sehen, hören, fühlen, wie heiß ihm das Herz schlägt. Das ist „die Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft, die Scham der tiefen Seelen“, die Nietzsche an Stendhal rühmt, die er selbst besaß. Doch wir haben ja grade durch Nietzsche helle Ohren für Derlei bekommen. Ich sehe hierin einen Hauptreiz des Romans. „Stendhal ist wie ein See im Winter. In seinen Tiefen kocht es. Seine Oberfläche aber trägt eine Eisdecke, in der sich mit unerbittlicher Wahrheit Alles spiegelt, was im Bereich seiner Ufer sich findet.“ So ungefähr hat es Zola einmal ausgedrückt.

Dem entspricht auch sein Stil. In bewußtem und gewolltem Gegensatz zu den Romantikern, die ihren Stil garnicht bunt und farbig genug aufputzen konnten, schreibt Stendhal so nüchtern, so sachlich, so „deutlich“ wie nur möglich. Und daß sein Herz nur ja nicht mit ihm durchgehe, liest er, bevor er an die litterarische Arbeit geht, erst ein paar Seiten aus dem Code civile. Er empfand den aufdringlichen, mit Gefühl überladenen, ausschweifenden Stil der Romantiker direkt als plebejisch. Er, der die Aristokratie haßte, zeigt sich grade in seinem Stil als echter Aristokrat:

Ein Mensch ist gut angezogen, wenn im Augenblick, wo er einen Salon verlassen hat, Niemand sagen kann, wie er angezogen war. Gerade so ist es mit den Manieren und — wie ich zu behaupten wage, mit dem Stil. Der beste Stil ist der, der sich nie bemerkbar macht und die Gedanken, die er ausspricht, am klarsten sehen läßt. (Aphorismen)

Das ist ein feines Wort. Da unsre Neuromantiker wieder stark in Stilausschweifungen arbeiten, könnte Stendhals krystallklarer, kondensierter Stil für unsre zeitgenössische Litteratur nur von Segen sein. Das Einzige eigentlich, was mich ab und zu in dem Roman stört, ist jeweilen eine Gewaltthätigkeit, ein „Romantizismus“ in der Fabel. Da konnte selbst Stendhal nicht ganz aus seiner Zeit heraus, der Zeit, die man am kürzesten litterarisch durch die beiden Namen Chateaubriand und George Sand charakterisieren kann.

So besticht denn der Roman nicht durch prunkvolle Sprache, Farbenpracht der Bilder, überhaupt nicht durch Aeußerlichkeiten. Ruhig, klar setzt Stendhal Strich neben Strich. Wer ihm folgt, wird nicht berauscht wie etwa von einem Tizianschen Gemälde, er wird langsam, aber je mehr er sich hingiebt, um so tiefer gefesselt wie von einer meisterhaften Radierung.

Was kann so ein Buch aber gerade unserm Leserkreise sein? Mir scheint, es ist sehr heilsam, von Zeit zu Zeit ein kaltes Bad zu nehmen. Nun, dies Buch hat das Stählende eines solchen Bades.

Wir bekommen heutzutage immer mehr mit Menschen zu thun, die seelisch höchst kompliziert sind, die auch der Ethiker nicht mehr so ohne weiteres in eins der paar von Alters her gebräuchlichen Fächer stecken und dann fröhlich etikettieren kann. In „Rot und Schwarz“ werden solche Menschen dargestellt, namentlich in Julian und Mathilde, und mit außerordentlichen Fähigkeiten analysiert bis in die tiefsten psychischen Gründe und Abgründe. Daneben gelingt Stendhal freilich auch ganz vortrefflich eine so einfache, früher hätte man gesagt: echt weibliche Natur wie Frau von Renal, die Mutter der Zöglinge Julians.

Die Psychologie des ganzen Buchs ist von einer fast grausamen Ehrlichkeit. Es lohnt immer, einem solchen Buch nicht aus dem Wege zu gehen. Von dem großen Wert, den es als zeitgeschichtliches Dokument, als „geschichtlicher“ Roman hat, brauche ich nicht mehr zu reden.

Jedem, der sich beim Don Quixote oder beim Grünen Heinrich nicht langweilt, wird auch „Rot und Schwarz“ Etwas bedeuten.

Man muß ja nicht jedes Wort buchstäblich nehmen. „Ich rate aller Welt und selbst mir, mißtrauisch gegen mich zu sein,“ sagt Stendhal einmal, was mit denselben Worten auch Nietzsche gesagt haben könnte. Hans Fischer

Die Geschichte vom Silberschloß

Von Maxim Gorki*)

(Schluß)

Wir schlugen im Garten, neben der Ruine der Badstube, die wir schon fast ganz abgetragen hatten, unser Nachtlager auf. Am nächsten Tage gegen Mittag waren wir auch mit dem Reinigen des Brunnens fertig und saßen, ganz naß und schmutzig, auf dem Hofe neben der Aufgangstreppe, um mit der Wirtin zu verrechnen. Wir plauderten gemütlich mit einander und malten uns gegenseitig das üppige Festmahl aus, das wir haben wollten; über die nächste Zukunft hinauszublicken, hatte keiner von uns ein Verlangen.

„Na, was Teufel, kommt denn die alte Hexe nicht?“ brummte Semka leise, doch mit sichtlicher Ungeduld. „Ist sie gar krepiert?“

„Mußt doch immer schimpfen,“ versetzte Mischka, indem er mißfällig mit dem Kopf schüttelte. „Was giebts hier zu schimpfen!? Ist doch so fromm und gottergeben, das alte Frauchen . . und er schimpft! So'n Charakter hat der Mensch!“

„Schwadronier nicht!“ rief Mischka ihm lachend zu — „alte Vogelscheuche!“

Die ebenso angenehme wie interessante Unterhaltung der beiden Genossen ward durch das Erscheinen der alten Dame unterbrochen. Sie trat an uns heran, streckte uns die Hand mit dem Geld hin und sagte verächtlich:

„Da habt ihr, was euch zukommt — und jetzt geht! Ihr solltet auch noch das Holz von der Badstube zerkleinern, aber ihr seid's nicht wert.“

Nachdem wir so für unwürdig befunden waren, das Holz der Badestube zu zerkleinern, nahmen wir schweigend das Geld und gingen unserer Wege.

„Ach, du altes Gespenst!“ begann Semka zu wettern, als wir kaum aus dem Thore getreten waren. „Hat man so was gehört! Wir sind nicht wert, ihr verfaultes Holz zu zersägen! Du eklige, alte Kröte! Jetzt kannst du über deinem Buche weiterkrächzen . . .!“

Er steckte seine Hand in die Tasche und zog zwei glänzende Metallstücke heraus, die er uns triumphierend zeigte.

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags abgedruckt aus: Maxim Gorki, Ausgewählte Erzählungen. Erster Band. Berlin, Bruno und Paul Cassirer 1901. 2 Mk.

Mischka blieb stehen und streckte neugierig seinen Hals nach Semkas aufgehobener Hand aus.

„Hast es wirklich abgerissen . . . das Schloß?" fragte er ganz erstaunt.

„Das versteht sich! 's ist ja von Silber . . Einen Rubel giebts wenigstens dafür."

„Ach du! Wann hast du denn das gemacht? Stecks weg . . es ist Sünde . . ."

„Ich werds schon wegstecken!"

Wir gingen schweigend ein Stück weiter, die Straße entlang.

„Ein geschickter Kerl, wahrhaftig!" murmelte Mischka nachdenklich in den Bart. „Geht hin und bricht das Ding einfach ab, hm — ja . . Und war ein so schönes Buch . . . . Die Alte . . . wird auf uns böse sein . . ."

„Was du sagst! Meinst vielleicht gar, sie wird uns zurückrufen und noch extra dafür ein Trinkgeld geben?" spottete Semka.

„Was willst du dafür haben?"

„'nen Rubel — der äußerste Preis! Nicht 'nen Groschen lasse ich davon ab. Kostet mich selbst mehr . . . guck, den Nagel hab ich mir dabei verbogen!"

„Verkauf mir das Ding," meinte Mischka schüchtern.

„Dir verkaufen? Was willst du denn damit? Willst dir 'ne Gurtschnalle draus machen? Kauf's! Das giebt 'ne sehr schöne Schnalle . . wird dir prächtig zu Gesicht stehn!"

„Nein wirklich — verkauf mirs!" wiederholte Mischka fast bittend.

„Gewiß doch, kaufs! Was giebst du?"

„Wie viel kommt auf mich von unserm Verdienst?"

„Ein Rubel zwanzig . . ."

„Und was willst Du dafür haben?"

„Einen Rubel . . ."

„Machs billiger . . aus Freundschaft!"

„Dummerjahn! Was Teufel willst du denn damit?"

„Verkauf mirs nur!"

Sie wurden handelseins, und das Silberschloß ging für neunzig Kopeken in Mischkas Besitz über. Mischka blieb stehen, drehte die beiden Metallstücke in der Hand hin und her und betrachtete sie aufmerksam.

„Steck dir doch das Ding auf die Nase," riet ihm Semka.

„Warum?" versetzte Mischka ernst. „Hat keinen Sinn. Ich wills der Alten zurückbringen. Hier das Ding, Altchen, sag ich, haben wir aus Versehen mitgenommen. Machs da wieder an, wo es hingehört . . an dem Buche nämlich . . . Schade, daß du das Stück Leder hier mit abgerissen hast . . wird sich schwer wieder anbringen lassen."

„Sag mal, du Satan — willst du's wirklich hintragen?" sagte Semka und riß vor Erstaunen den Mund auf.

„Sicher thu' ichs . . So'n Buch, siehst du . . . muß ganz bleiben, davon darf man nichts abreißen . . Die Alte muß so was doch kränken . . . Sie wird bald sterben, siehst du . . Und da dacht ich eben . . Wartet hier ein Weilchen, Brüder . . . ich bin gleich zurück . . ."

Und bevor wir ihn noch zurückhalten konnten, war er mit großen Schritten hinter der Straßenbiegung verschwunden.

„So'n Waschlappen! Schmierige Thranlampe!" rief Semka wütend, nachdem er die mögliche Tragweite des Faktums begriffen hatte. Und indem er sich in einem Schwall von Schimpfreden erging, suchte er mich zu seiner Ansicht zu bekehren.

„Jetzt heißts ausgerückt! Der Kerl bringt uns noch in die Klemme . . . Sitzt jetzt dort bei der Alten und schwatzt, . . . und die hat längst nach der Polizei geschickt! . . . Daß man sich mit so 'nem Schurken erst abgegeben hat! Für Nichts und wieder Nichts bringt er Einen ins Loch! Nein, so'n Hallunke! Muß das ein gemeines Stück Vieh sein, — so mit 'nem Kameraden umzuspringen! . . . Herr des Himmels — giebts heutzutage Menschen! . . . Und du, Teufel — was stehst du da und sperrst das Maul auf? Willst ihn erwarten? Schön, dann warte! . . . Mag euch alle der Teufel holen, ihr Hallunken! Pfui, so'n Pack! . . . Kommst nicht mit? . . . Wart, dir will ich . . ."

Es war etwas ganz Fürchterliches, was er mir androhte. Dann versetzte er mir mit der Faust einen Stoß in die Rippen und machte sich rasch aus dem Staube . . .

* * *

Ich wollte gar zu gern wissen, wie sich Mischka mit unsrer ehemaligen Arbeitgeberin abfinden würde, und ich schlich mich leise an das Haus zurück. An die Möglichkeit irgend einer Gefahr oder Unannehmlichkeit dachte ich gar nicht.

Und ich hatte mich nicht geirrt.

Ich war unbemerkt an den Zaun getreten und guckte durch eine Spalte desselben in den Hof; ich sah die Alte auf dem Treppenabsatz sitzen, das silberne Buchschloß in der Hand und die Augen forschend auf Mischka gerichtet, der, mit dem Rücken zu mir gekehrt, vor ihr stand.

In ihren Augen lag ein strenger Ausdruck, um ihre Lippen jedoch spielte ein weicher Zug, als ob sie ein gutmütiges Lächeln — das Lächeln der Verzeihung — mit Gewalt zurückhielte. Hinter ihrem Rücken schauten drei Gesichter hervor — zwei weibliche, von denen das eine stark gerötet und mit einem bunten Tuche umwickelt war, das andere, ohne jede Kopfbedeckung, den Star auf dem linken Auge hatte, während ein spitz nach oben zulaufendes Mannsgesicht mit grauem Backenbart und einem Schopf über der Stirn hinter den beiden Weibsbildern hervorlugte . . .

Mischka stand vor der Alten und stammelte entschuldigende Worte . . .

„So'n wertvolles, seltenes Buch . . . ‚Ihr seid wie das Vieh, wie die Hunde' . . . heißt es darin . . . Und das ist richtig, bei Gott! Trifft auf uns zu. Gesindel sind wir . . . schlechte, gemeine Kerle . . . Ich aber dachte so bei mir: Die alte Dame da . . . vielleicht war das Buch ihre einzige Freude, und so weiter . . . Und so'n Schloß . . . was kriegt man schließlich dafür? Wenns aber am Buche dran ist . . . da hats Wert! So dacht' ich, also bei mir: Wirst der gottgefälligen alten Frau 'ne Freude machen, wirst ihr das Ding zurücktragen . . . Haben ja auch, Gott sei Dank, ganz schön verdient hier — können uns mal satt essen. Na also . . . leben Sie wohl! . . . Ich geh' schon."

„Wart noch!" hielt die Alte ihn zurück. „Hast du auch begriffen, was ich gestern vorgelesen habe?"

„Ich? Woher soll ichs begreifen? Ich hör' wohl hin . . aber wie? Hat denn Unsereins Ohren für Gottes Wort? Uns bleibts unverständlich . . mit dem Herzen hören wir wohl Etwas — für die Worte aber ist unser Ohr zu grob . . Leben Sie wohl . ."

„So, so — mit dem Herzen!" fuhr die Alte fort. „Nein, bleib noch! . . ."

Mischka wurde unruhig und seufzte so laut, daß mans über den Hof hinhörte. Offenbar war ihm diese Auseinandersetzung mit der Alten schon peinlich.

„Willst du, daß ich dir noch aus dem Buche vorlese?"

„Hm . . die Kameraden warten . . ."

„Laß sie warten . . . Du scheinst mir ein braver Bursche . . laß sie laufen!"

„Schön . ." sagte Mischka.

„Willst du sie laufen lassen?"

„Das will ich wohl . . ."

„Siehst du, das ist recht! . . . Du bist wie'n Kind — und dabei reicht dein Bart bis an den Gurt herunter . . Bist du verheiratet?"

„Verwitwet bin ich . . Gestorben ist mein Weib."

„Und warum trinkst du? Denn du trinkst doch, was?"

„Ja, ich trinke . ."

„Warum?"

„Warum ich trinke? . . . Aus Dummheit trink ich. Dumm bin ich . . und darum trink ich. Denn wenn ein Mensch klug ist, richt't er sich doch nicht selbst zu Grunde," versetzte Mischka niedergeschlagen.

„Sehr richtig . . Na, dann sieh also zu, daß du klug wirst . . Werde klug und bessere dich . . Geh in die Kirche . . hör' auf Gottes Wort . . . darin liegt alle Weisheit!"

„Das stimmt wohl . . .“ sagte Mischka fast stöhnend.

„Ich möchte dir noch was vorlesen . . . willst du? . . .“

„Wenn Sie so gut sein wollen . . .“ versetzte Mischka in ganz verzweifeltem, dumpfem Tone.

Die Alte langte plötzlich irgend woher eine Bibel hervor, blätterte darin und las alsbald mit lauter, zitternder Stimme, daß es über den Hof hinschallte:

„Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet; denn worinnen du einen Andern richtest, verdammest du dich selbst; sintemal du eben dasselbe thust, was du richtest.“

Mischka warf den Kopf zur Seite und kratzte sich die linke Schulter.

„ . . Denkst du aber, o Mensch, der du richtest die, so solches thun, und thust auch dasselbe, daß du dem Urteil Gottes entrinnen werdest?“

„Liebe Dame,“ versetzte Mischka mit weinerlicher Stimme, „lassen Sie mich um Gottes willen . . . Ich will lieber ein andermal wiederkommen . . jetzt aber hab' ich ganz fürchterlichen Hunger . . es würgt mich förmlich da drinnen! . . . Seit gestern Abend habe ich Nichts im Leibe . . .“

Die Alte klappte das Buch hastig zu.

„Mach, daß du fortkommst! Geh!“ klang ihre Stimme schrill über den Hof.

„Ich dank' Ihnen von Herzen!! . . .“ rief Mischka und trabte förmlich nach dem Thor zu.

„Unbußfertige Seelen! Tierische Herzen!“ zischte es hinter ihm her.

* * *

Eine halbe Stunde später saßen wir alle drei in der Schenke, tranken Thee und aßen schmackhafte Fladen dazu.

„Wie mit 'nem Bohrer hat sie in mir rumgebohrt,“ erzählte Mischka, und seine sanften Augen lachten dabei gutmütig. „Ich steh' vor ihr und denk' mir Nichts weiter . . . und sie . . . Herrgott, wie setzte sie mir zu! 'ne richtige Marter wars . . . Hätt' sie doch einfach das Schloß genommen und mich laufen lassen! . . . Aber nein, da muß sie erst lange reden: ist das 'n Volk! Man will gegen sie nach seinem Gewissen handeln — und sie wollen immer noch was Besondres! . . . Ich sag' ihr in meiner Einfalt: ‚Da, liebe Dame, ist dein Buchschloß — sei nicht böse auf uns' — und sie schreit: ‚Halt Bruder — sag' mir erst, warum du's zurückgebracht hast!' . . . Die Sehnen zog sie mir förmlich aus 'm Leibe . . . Ganz in Schweiß kam ich von ihrem Gerede . . . bei Gott.“

Und er lächelte bei seinen Worten so grenzenlos gutmütig . . .

Semka war im höchsten Grade aufgebracht auf ihn.

„Solltest dich lieber gleich hinlegen und sterben,“ sagte er boshaft — „gutmütiger Tölpel! Bei deinen dummen Einfällen fressen dich noch mal die Fliegen auf . . .“

„Findest schon immer ein Wörtchen . . . so recht bissig . . .“ meinte Mischka. „Na, wollen noch ein Gläschen trinken, was? . . . Darauf, daß die Sache vorbei ist . . .“

Und wir tranken noch ein Glas in aller Freundschaft auf den glatten Ausgang dieser kuriosen Geschichte.

Geisteskrankheit unter Lehrerinnen

1

Bei der diesjährigen Generalversammlung des Allgemeinen Lehrerinnenvereins, die in der Pfingstwoche in Bonn stattfand, erregte eine Bemerkung über die unverhältnismäßig große Zahl geisteskranker Lehrerinnen großes Aufsehen. Die Angelegenheit ist in der That ernster Erwägung wert, und zwar nicht bloß für die Lehrerinnen selbst, sondern für weitere Kreise, speziell auch die ganze Frauenbewegung, die den Frauen Berufe zu erschließen sucht.

Der Lehrerinnenberuf ist ein verhältnismäßig alter; man kann also, was ihn betrifft, nun aus längerer Erfahrung reden. An sich ist ja, wenn es überhaupt weibliche Berufsarten giebt, der Beruf einer Lehrerin unzweifelhaft ein solcher, der weiblicher Eigenart nach allen Richtungen hin vollständig entspricht. Die Lehrerin ist die Gehilfin der Mutter, und was im einzelnen Hause die Mutter ihren Kindern zu thun hat, das, herausgenommen aus anderen Beschäftigungen, bezogen auf eine größere Zahl von Kindern und hineingesetzt in den Rahmen eines Schulorganismus, leistet die Lehrerin. Die Thätigkeit ist also der Art, daß sie die Frau innerlich befriedigt, weil sie ihrer Natur entspricht, und die, wenn anders die Organisation eine richtige ist, körperlich, seelisch und geistig unzweifelhaft von ihr geleistet werden kann. In Wirklichkeit ist auch der Kreis unserer Lehrerinnen, sowohl derer, die an höheren Schulen unterrichten, wie derer, die der Volksschule ihr Leben widmen, doch ein ungemein sympathischer; wer hineintritt spürt: hier ist redliche Arbeit und volle Befriedigung in gesegnetem Schaffen.

Wenn denn nun doch die Zahl der geisteskranken Lehrerinnen eine so große ist, daß man sagen möchte: Geisteskrankheit ist eine Berufskrankheit der Lehrerinnen, so ergiebt sich, daß das Eine oder Andere in der Berufsvorbildung oder -Ausübung nicht völlig in Ordnung sein kann. Hierüber würden ernstlich in den Kreisen der Lehrerinnen selbst, wie in denen ihrer Vorgesetzten Erwägungen anzustellen sein — immer die Thatsache als richtig vorausgesetzt, daß die Lehrerinnen erheblich mehr psychisch gefährdet sind als andere Frauen.

Ich weiß nicht, ob darüber schon je sich Jemand geäußert hat, oder ob diese Thatsache Jemandem schon aufgefallen ist. Mich hat mein Beruf als Leiter des Evangelischen Diakonievereins wiederholt in verschiedene Irrenanstalten geführt, in denen mir auffiel, daß verhältnismäßig viele und ernster kranke Lehrerinnen unter den Geisteskranken sich befanden. In einigen wenigen Anstalten ist dieses Verhältnis geradezu ungeheuerlich. In Lüttringhausen z. B. befanden sich am 31. Dezember vorigen Jahres 230 weibliche Kranke und unter diesen 10 Lehrerinnen; also von 23 Kranken war immer eine Lehrerin, und das Unglaublichste, was freilich auch ganz einzeln dasteht, bot am gleichen Tage die Anstalt Alexandershöhe bei Riga, in der von 67 weiblichen Kranken 19 Lehrerinnen und 4 solche Personen sich befanden, die in der Vorbildung zum Lehrerinnenberuf erkrankten. Also von drei Kranken immer eine Lehrerin.

2

Diese Einzelbeobachtungen gaben mir den Anlaß, eine private Umfrage zu veranstalten, die freilich in keiner Weise ein abschließendes Urteil geben kann, denn ein Privatmann darf den einzelnen Anstaltsleitern nicht große Statistiken zumuten. Es handelte sich zunächst gleichsam um eine Mutung, der darin von anderer, berufener — vielleicht staatlicher, vielleicht fachärztlicher — Seite eine genaue Untersuchung folgen müßte.

Ich habe an sämtliche Irrenanstalten des deutschen Sprachgebiets (also an diejenigen in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Deutsch-Rußland) geschrieben und ihnen die Frage vorgelegt, wieviel weibliche Geisteskranke sie am Schluß des vorigen Jahres hatten, wieviel darunter Lehrerinnen und wieviel solche waren, die sich auf den Lehrerinnenberuf vorbereiteten, ohne in denselben einzutreten.

Die Anfrage ist nicht von Allen beantwortet, aber doch von einem sehr großen Teil, und da ergiebt sich denn, mag man nun alle oder nur einen entsprechenden Teil, etwa die öffentlichen preußischen Irrenanstalten, in Betracht ziehen, daß im Wesentlichen das Verhältnis das gleiche bleibt: auf je 80 bis höchstens 90 weibliche Geisteskranke kommt eine Lehrerin.

Soweit nun Statistiken vorliegen, kam nach der letzten Zählung, wenigstens in Preußen, je eine angestellte Lehrerin auf etwa 350 Frauen; es ergiebt sich also daraus, daß die psychische Gefährdung der Lehrerinnen viermal so groß ist, als sie nach dem Durchschnitt der Frauengefährdung sein würde.

Noch erheblich schlimmer, wie es scheint, wird dieses Verhältnis, wenn man nur diejenigen berücksichtigt, die in der Vorbereitung auf den Lehrerinnenberuf erkrankten. Hier sind meine Mitteilungen freilich ungenügend, und man kann nur

schätzungsweise und annähernd Daten geben. Darnach aber wird man, so scheint es, nicht sehr fehl gehen, wenn man sagt, daß die in der Vorbereitung zum Lehrerinnenberufe stehenden jungen Mädchen etwa zehnmal so sehr psychisch gefährdet sind als die Frauen überhaupt.

Diese Angabe ist, wie ich ausdrücklich hervorhebe, nur schätzungsweise gewonnen und würde bei genauer Untersuchung, die einem Privatmann freilich kaum möglich sein dürfte, sich vielleicht nicht unwesentlich verschieben; immerhin ist daran kein Zweifel, daß die Vorbereitungszeit auf den Lehrerinnenberuf eine unverhältnismäßig hohe Gefahr für die Lehramtsbewerberinnen mit sich bringt.

Auch deshalb ist es, ganz abgesehen von anderen pädagogischen Erwägungen, mit besonderer Freude zu begrüßen, daß ein Erlaß des Ministers der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten vom 15. Januar dieses Jahres für die Lehrerinnenprüfungen ausdrücklich die bloße Paukarbeit bei Seite schiebt und anordnet, daß auf Urteil und Verständnis mehr Gewicht zu legen sei, als auf mechanisch erworbenes Gedächtniswissen.

Wenn Telephonistinnen oder Verkäuferinnen nervös werden, so nimmt uns das nicht Wunder, denn ihre Thätigkeit findet keine Resonanz im Frauengemüt; aber wenn die Lehrerinnenthätigkeit, der Natur der Sache nach so recht dem Frauengemüt entsprechend, durch dies oder jenes Unzweckmäßige in Vorbildung und Ausübung gefährdet wird, dann giebt das allerdings viel zu denken. Friedrich Zimmer

Bücher und Schriften

Ausgewählte Christliche Reden von Sören Kierkegaard, aus dem Dänischen übersetzt von Julie von Reincke. Mit einem Anhang über Kierkegaards Familie und Privatleben nach den persönlichen Erinnerungen seiner Nichte, Fräulein Lund. Gießen, J. Ricker 1901. 3 Mk.

Die Kenntnis von Kierkegaard ist dank den Bemühungen seiner Uebersetzer und Herausgeber, wie Gleiß, Bärthold, Schrempf u. A., schon in weite Kreise gedrungen. Hier werden nun acht bisher unbekannte Reden dem deutschen Publikum in guter Uebersetzung dargeboten. Fünf davon behandeln im Anschluß an Matth. 6, 24—34 das „heidnische Sorgen," drei „Stimmungen im Leidenskampf," teilweise mit Anlehnung an Röm. 5, 3. Erstere Gruppe erinnert an Kierkegaards bekannte Reden über „die Lilien auf dem Felde," führt aber über die allgemein-religiöse Behandlung des Gegenstandes hinaus und in das spezifisch Christliche ein. Die zweite Gruppe bildet gleichsam den erläuternden Text zu dem selbsterwählten Martyrium des Verfassers in seinem letzten Lebensabschnitt. Man sieht, wie durch und durch reflektiert seine Leidensstimmung war, wie er sich mit einer Gedankenschärfe ohne Gleichen über den Wert und das Recht des Leidens in der Nachfolge Christi Rechenschaft gegeben hat.

Wenn man Kierkegaard den „christlichen Sokrates" genannt hat, so hat man seine bleibende Bedeutung damit gut bezeichnet. Wie der griechische Weise wirkt er dadurch, daß er die Menschen auf die höchsten Lebensfragen aufmerksam macht, um ihnen wo möglich zum wahren und wirklichen Sein zu verhelfen und sie zu sich selbst kommen zu lassen. Hierdurch erscheint er als ein Prophet der Wirklichkeitsbewegung unsrer Tage. Das ergiebt sich z. B. ganz ungezwungen aus den im Anhang des Büchleins mitgeteilten persönlichen Erinnerungen seiner Nichte, die, an sich nicht von großem Belang, doch das Charakterbild des Mannes durch kleine bedeutungsvolle Züge bestätigen und vervollständigen.

Auch für die Theologie unsrer Zeit könnte man Kierkegaard einen Propheten nennen. Die jetzt in den Vordergrund getretenen Probleme der Ethik, namentlich die Nachfolge Christi, sind von ihm längst als solche erkannt. Seine Fragestellung in Bezug auf die Gleichförmigkeit des Christen mit Christus harrt eigentlich noch auf die Antwort. In seiner Art hat Tolstoi das Problem wieder aufgenommen.

Wir empfehlen das Büchlein dem Leserkreise dieses Blattes, nicht weil wir für die Stellung, welche Kierkegaard persönlich einnahm, und welche sich auch hier stark ausprägt, ohne weiteres eintreten, sondern weil wir die Beschäftigung mit ihm für äußerst anregend halten. Bei ihm lernt man, daß die Frage der Existenz oder des Persönlichkeitsstandes die entscheidend christliche ist.

Das dem Buche mitgegebene Bildnis Kierkegaards sowie das seines Vaters werden dem Leser willkommen sein. Walz

Trost und Rat. Von Albert Zeller, Verfasser der „Lieder des Leides". Basel, Reich 1901. 107 S. Gebunden 2 Mk.

Eine hochwillkommene Gabe, einzig in ihrer Art, aus der praktischen Seelsorge eines einst berühmten, tieffrommen und vorurteilsfreien Irrenarztes vom alten Schlage. Auszüge aus nachgelassenen zerlesenen Briefen und Aufzeichnungen mündlicher Aeußerungen haben pietätvoller und dankbarer Liebe den Stoff für die umgesichtete und gruppierte Sammlung geliefert. Was sie besonders ansprechend macht, ist, daß diese bald kurzen Sentenzen, bald längeren Zusprüche, sämtlich aus dem wirklichen Leben mit Leidenden, Gedrückten hervorgegangen, ein sehr feines Verständnis und das seltenste Mitgefühl für Andere bekunden und aus dem Trieb und der Gabe da zu helfen entsprungen sind, wo den Meisten das Wort oder auch die Geduld ausgeht. Somit ist der Grundcharakter ein sittlich-religiöser im besten Sinne des Worts. Immer wieder und von stets neuer Seite nehmen Zellers Worte die im Leiden Befangenen auf frappante, treffende Weise in sittliche Zucht, suchen sie über sich selbst zu klären und zu erheben. Bald durch Anrufung der Vernunft und namentlich Anspornung ihres Willens, Stärkung ihres Lebensmutes, bald durch Vertrauen erweckenden Hinweis auf Gottes heilige Liebe und auf die Person Jesu bald in fröhlich festem Glauben an ein Leben nach dem irdischen Dasein. Nicht minder weiß Zeller die Geförderten durch die Pflege der christlichen Gemeinschaft zu befestigen und zu bereichern, wie das allein eine durch eigene gesegnete Leidenserfahrung geweihte und entwickelte Persönlichkeit vermag.

Mitteilungen von der Eigenart und dem Wirken Zellers, die vorausgehn, wird der vermutlich große Kreis derer, die das Buch schätzen lernen, als willkommene Beigabe begrüßen. Pieper

Heilig ist mir die Sonne. Montagsansprachen von Otto, Schröder. Leipzig. Teubner 1901 47 S. 1,20 Mk.

Kurze eigenartige Ansprachen, aus Schulandachten hervorgegangen die der Verfasser während der letzten fünfundzwanzig Jahre am Joachimsthalischen Gymnasium in Berlin gehalten hat, bilden den ersten Teil dieser feinen und gehaltvollen, mit einem ausdrucksvollen Christusbild geschmückten, kleinen Schrift, deren Reinertrag einer Stiftung des genannten Gymnasiums zu gut kommen soll. Als zweiter Teil schließt sich unter dem Motto aus Hebr. 5,14: die feste Nahrung aber ist für die Vollkommenen „Das Vater Unser der Völlig Erwachsenen" an. Hier schauen wir noch tiefer in die originale religiöse Gedankenwelt des Verfassers hinein, die zu tiefster Sammlung und Besinnung auffordert. Es liegt auf dem Ganzen Etwas von dem schwermütigen, herben und doch wieder so heilig antreibenden, der Verzweiflung wehrenden Hauche der synoptischen Jesussprüche. Metz

Lebendige Worte. Tägliche Andachten aus Gottes Wort. Von S. Keller, Pastor. 1.—5. Tausend. Kassel, Ernst Röttger, 389 S.

Für Keller interessiert (vgl. Christl. Welt 1899, 3), habe ich diese Andachten über ein Vierteljahr regelmäßig zur täglichen Erbauung benutzt. Ich werde sie nicht weiter benutzen. Denn meine Erwartungen sind von Tag zu Tag unerfüllt geblieben. Ich hoffte, ein Mann wie Keller würde einen zu Herzen dringenden Ton anzuschlagen wissen und eine so feine Kenntnis des Menschenherzens haben und eine solche Fülle guter Gedanken darbieten, daß von ihm in jeder Weise nur zu lernen wäre. Aber ich habe das alles nicht gefunden. Die Andachten bewegen sich immer im Allgemeinen und zuletzt um Einen Punkt: Komme zu Jesu — heute! Die Anwendung aufs Leben fehlt fast gänzlich. Die Dinge des Tages mit ihren Versuchungen und Schwierigkeiten, unter denen ein Christ sich bewähren soll, sind für Keller so gut wie nicht vorhanden. Alles dreht sich um das „geistliche" Leben an sich. Als ob das Kraft und Wahrheit hätte ohne in der Bewährung des täglichen Lebens! Und als ob es etwas Wichtigeres gäbe, besonders in täglichen Andachten, als immer wieder zu zeigen, wie im Einzelnen diese Bewährung zu geschehen hat! Auffallend ist, daß in der Frömmigkeit Kellers Gott fast ganz verschwindet hinter Jesus. Gebete zu Gott — jede Andacht schließt mit einem kurzen Gebet — gehören zur Ausnahme. Vielleicht, daß Keller Andern mehr bietet. Ich kann leider nicht sagen, daß ich ihm Viel danke. Und wie gern würde ich dies bekennen. Drews

Geschichte der Reformation am Niederrhein und der Entwicklung der evangelischen Kirche daselbst bis zum Jahr 1885. Von Pfarrer Eduard Demmer. Neue Ausgabe. XI und 209 S., Nachtrag 11 S. Düsseldorf, C. Schaffnit. 1,80 Mk.

Es giebt noch keine Gesamtdarstellung der niederrheinischen Reformationsgeschichte, welche die neueren Einzelforschungen verwertete, von der verwickelten politischen Konstellation ein deutliches Bild gäbe, die verschiedenen Wandlungen hervortreten, zugleich aber das Bedeutsamste und Reizvollste dieser Reformationsgeschichte, das Gemeindeleben mit seiner sorgfältigen Organisation, mit seiner unermüdlichen Seelsorge und Liebesthätigkeit recht erkennen ließe. Die Schrift von Demmer kann diese Lücke nicht ausfüllen, um so weniger, als sie, vor vierzehn Jahren erschienen, jetzt nur mit neuem Titelblatt sich vorstellt. Inzwischen ist aber neues wertvolles Material ans Licht gebracht, mancher Zusammenhang aufgedeckt worden, manche historischen Irrtümer und Erfindungen sind berichtigt und beseitigt. Diese werden nun in der neuen Ausgabe dem Leser wieder dargeboten, die unrichtigen Angaben über Klopois und Klarenbach, die Legende von Albrecht Münsters Enthauptung in Aachen, ein Ursinus als Prediger bei jenem aufregenden Vorspiel zum Truchsessischen Krieg u. s. w.

Immerhin kann man sich, so lange eine befriedigende Gesamtgeschichte fehlt, über die Hauptsachen bei Demmer orientieren und über eine Reihe von Einzelheiten aus der äußeren Geschichte der Gemeinden, namentlich der jüngeren, Auskunft finden, in dem Nachtrag auch über Anstalten und Stiftungen der äußeren und inneren Mission bis zum Jahr 1885. Ed Simons

Zur Geschichte des Gottesdienstes und der gottesdienstlichen Handlungen in Hessen. Von Pfarrer Lic. Dr. Wilhelm Diehl in Hirschhorn. XII und 375 S. Gießen, Ricker 1899. 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Wie des Verfassers vor zwei Jahren erschienene Schrift zur Geschichte der Konfirmation in diesem Blatt sehr freundliche Aufnahme fand, so verdient auch sein neuestes umfangreicheres Werk hier begrüßt zu werden. Es solle Materialien bieten und Probleme stellen, heißt es bescheiden im Vorwort. Beides geschieht in reichem Maße. Aus der Fülle von Mitteilungen, die eindringendes Studium ans Licht gebracht hat, ist auch für Nichttheologen Vieles von großem Interesse. Dahin gehören solche Abschnitte oder Einzelzüge, die auf das Hervortreten des Gemeindecharakters der Gottesdienste und gottesdienstlichen Handlungen aufmerksam machen. Gemeindegesang erscheint uns heutigen Evangelischen, mit Ausnahme der Engadiner, als ein unentbehrliches Stück evangelischen Gottesdienstes. In Hessen finden sich noch hundert Jahre nach Einführung der Reformation Gemeinden, in denen von eigentlichem Gemeindegesang keine Rede ist, in anderen singen nur die Männer, weil nur sie ein Gesangbuch lesen können. Erst der Aufschwung des Schulwesens schafft hier Wandel. Daß bei der Abendmahlsfeier in großen Gemeinden ehrbare Gemeindeglieder zum Kelchreichen hinzugezogen wurden, wird Manchem ebenso überraschend sein, wie die Einführung eines Gruppensystems bei der Kinderlehre schon im Jahre 1634. Die Sitte, daß der Pfarrer beim Verlöbnis, das ja nach früherer Auffassung als eigentlicher Eheschließungsakt galt, zugegen sein müßte, hat sich dort bis in unser Jahrhundert erhalten. Ueber die Predigten ihrer Pfarrer wurde gelegentlich das Urteil der Gemeindeglieder eingeholt; sie scheuten sich auch nicht, an ihrem Geistlichen zu kritisieren, daß er die Art des Begräbnisses von der finanziellen Leistungsfähigkeit abhängig mache. Die Taufe fand durchgängig vor versammelter Gemeinde statt.

Genug der interessanten Einzelheiten; der Verfasser giebt mehr. Er läßt uns eine Entwicklung sehen, die ein respektables Stück Kultus- und Kulturgeschichte bedeutet. Denn nicht in dem, was von den Agenden und Kirchenordnungen gefordert wurde, sondern was nach dem Zeugnis der Pfarr- und Visitationsakten wirkliches gottesdienstliches Leben war, liegt der Schwerpunkt seiner Darstellung.

Schade, daß der Verfasser mit dem Druck „derart eilen mußte", sonst hätte er gewiß Bedeutendes und mehr Nebensächliches schärfer gesondert und Manches, was nur als Beleg dient, in Anmerkungen verwiesen. Aber auch in seiner gegebenen Gestalt ist das Buch von großem Wert, besonders für die hessischen Pfarrer; die sind nun durch Diehl in den Stand gesetzt, ihre heimische Kultusgeschichte recht zu studieren. Möge das Buch aber auch außerhalb des Hessenlandes die ihm gebührende Beachtung finden und Kundige zur Nacheiferung anregen. Ed Simons

Monita Secreta. Eine Neuausgabe der Monita Secreta zu veranstalten (Verlag von Schlosser in Augsburg), ist Julius Hochstetter als Bedürfnis erschienen. Wahrscheinlich glaubte man bei dem gegenwärtig wieder beginnenden Kampfe gegen die Orden hiermit einen buchhändlerischen Erfolg erzielen zu können. Wir meinen jedoch, daß man von derartigen Publikationen besser absehen würde. Die Monita, die angeblich geheimen Instruktionen, die von einem Ordensgeneral für die Professen zur Belehrung über die zur Bereicherung des Ordens mit Vermögen, Macht und Einfluß üblichen Praktiken verfaßt worden sein sollen, sind im Jahre 1614 in Krakau anonym angeblich nach einem spanischen Original herausgegeben worden. Sie sind sodann wiederholt auch von Gegnern der katholischen Kirche, so bereits 1688 von dem Jansenistenführer Anton Arnauld, 1713 von dem Herausgeber der Tuba Magna, ferner von Ritter von Lang in seiner Geschichte der Jesuiten in Bayern (Nürnberg 1819), von dem protestantischen Rechtslehrer Julius Stahl, von dem Verfasser der Aburteilung der Jesuitensache (1853) Dr. Laurenz Hannibal Fischer, dem Verfasser des Werkes „Der Jesuitenorden" Johannes Huber, sowie von Gieseler und Döllinger als Fälschung erklärt worden. Ch Th

Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses. Von J. Friedrich. Zweiter Band. Von Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit. München, Beck 1899. 8 geb. 10 Mk. (Der starke dritte Band ist vor kurzem erschienen.)

Dieser zweite Band enthält die Jahre, in denen Döllinger am stärksten politisch thätig war, als Schriftsteller wie als Redner in der bayrischen zweiten Kammer und im Frankfurter Parlament. Es ist die Zeit der Kölner Wirren, der Münchener Protestantenhetze, des Kniebeugungsedikts, dann der Episode der Lola Montez und der Absetzung von der Professur und endlich die Zeit des Jahres 1848, in dessen Gefolge die äußere Stellung der katholischen Kirche in Deutschland sich vollkommen verändert.

Döllinger hat in all diesen Bewegungen eine bedeutende, im Jahr 1848 bei den kirchlichen Plänen eine führende Rolle gespielt. Es ist daher natürlich, daß der Band für alle diese Vorgänge besonders im Briefwechsel Döllingers wertvolles Material bringt. Die Haltung und Entwicklung des Görresischen Kreises wird durch die ganze Darstellung hell beleuchtet. Aber auch für Döllingers persönliche Entwicklung, seine wissenschaftliche Arbeit — es sind die Jahre, da seine „Reformation" erscheint — und seine akademische Thätigkeit ist der Band von Bedeutung. Natürlich überwiegen auch jetzt noch die Mitteilungen aus Briefen an Döllinger weitaus diejenigen aus seinen eigenen Briefen. Die Auszüge aus den doch für die Oeffentlichkeit bestimmten Reden und Schriften können für diesen Mangel nicht entschädigen. Man hörte am liebsten das, was er seinen Vertrauten ins Ohr sagt. Das ist aber, wie schon in der Anzeige des ersten Bands gesagt wurde, nicht Schuld des Verfassers, sondern der Lage der Dinge. Der Verfasser hat auch jetzt wieder Alles gethan, was möglich war. Karl Müller

Graf Campello und die katholische Reform in Italien. Von Alexander Robertson. Deutsche Uebersetzung. Mit einem Einführungswort von Professor Willibald Beyschlag. Halle, J. Fricke 1900. 2,50, geb. 3,50 Mk.

Der Verfasser schreibt das Lebensbild seines Freundes, des Vorkämpfers der Chiesa catholico-reformata, und schildert sein Lebenswerk, beides mit liebevollem Bemühen und innerer Anteilnahme, belebend durch zahlreiche Einzelzüge. Sein Buch vermag daher über die äußeren Schicksale Campellos und seiner Gemeinden gut zu orientieren; aber eine pragmatische Geschichte der Reformbewegung in Italien und eine psychologisch in die Tiefe gehende Analyse der Charakterentwicklung Campellos bietet es nicht. Es haftet zu sehr an der Schale der äußeren Ereignisse und dringt nicht bis zum Kern vor. Der Verfasser ist Prediger der schottischen Presbyterialkirche in Venedig; das erklärt Vieles. Er steht den inneritalienischen Bewegungen fremd gegenüber, darum kann sein Lebensbild nicht aus der inneritalienischen Geschichte herauswachsen, was es doch müßte. Es geht doch nicht an, über Gioberti und Mazzini, die, wie Campello selbst bekennt (S. 51), auf ihn von Einfluß gewesen sind, kein Wort zu sagen; ohne sie wird Campellos Reform psychologisch nicht begreiflich. Auch in der Schilderung der kirchlichen Stellung seiner Gemeinden hätte manche Linie schärfer gezogen werden müssen. Die von Campello in seinen Gottesdiensten angewandten Ansprachen der „Evangelisten" z. B. sind meines Erachtens zweifellos vom Methodismus übernommen, zu dem der Graf in Beziehung stand. Und es ist ein gründliches Mißverständnis, wenn aus der „Thatsache, daß in dem Hause der Deputierten, die durch Stimmenmehrheit vom Volke gewählt werden, keine päpstliche Partei ihren Sitz hat", auf eine Erstarkung des Königtums geschlossen wird. Jene „Thatsache" kommt bekanntlich daher, daß die Curie die Teilnahme an den Wahlen hartnäckig ihren Anhängern verbietet.

Wir möchten aus der Feder des Spectator oder auch von Maria Sell uns ein Lebensbild der interessanten, hohe Achtung abzwingenden Persönlichkeit Campellos und eine Geschichte seiner vielleicht zukunftsreichen Bewegung wünschen. Da würden wir eine lebendige Verknüpfung mit den politischen und kirchlichen Strömungen in Italien erhalten, die wir bei Robertson vermissen.

Die Uebersetzung ist gut, abgesehen von dem „Geisterbanner" (statt Exorcisten S. 9) und der falschen Wiedergabe des lateinischen Zitates S. 76. Walter Köhler

La Crise de la Foi par l'Abbé Gayrand. Paris, Blond et Barral, 1901. Abbé Gayrand, der bekannte Deputierte, erörtert in dieser Schrift die philosophische, theologische und politische Krisis des Glaubens und sucht den Unterschied zwischen den liberalen Katholiken und denen, die noch am Syllabus festhalten, festzustellen. Er legt unter anderem den Geistlichen nahe, sich mehr der sozialen Thätigkeit und den Wissenschaften zu widmen. Ch Th

Die Bibel und ihre Surrogate in der Volksschule. Von Friedrich Michael Schiele, Kgl. Seminarlehrer a. D., Lic. theol. Leipzig und Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchhandlung 1900. 47 S. 0,80 Mk.

Im Interesse der Zukunft des evangelischen Christentums (im Gegensatz zum romanischen und zum amerikanischen) tritt Schiele mit größter Wärme dafür ein, daß in unsrer Volksschule die Bibel mehr zu Ehren komme, als gemeinhin geschehe. Er sieht die Bibel vom Katechismus, dem Spruch- und dem Historienbuch zu stark verdrängt oder in ihrem rechten Verständnis — dem geschichtlichen, dem von der historischen Bedingtheit der heiligen Schriften ausgehenden — zu sehr beeinträchtigt. Daher erklärt er allen diesen Surrogaten den Krieg, will Spruchbuch und Historienbuch ganz beseitigt haben, den Katechismus aber der kirchlichen Unterweisung überlassen, um so der Schule freie Bahn „für die Aufgabe, die ihr die Gegenwart stellt und von deren Lösung die Zukunft unsrer protestantischen Form des Christentums wesentlich abhängt," zu verschaffen: „die Bibelerklärung der Volksschule in Rapport zu setzen zu dem erwachenden geschichtlichen Sinn unsres Volkes." Metz

Verschiedenes

Katholische Arbeiterorganisationen. In Süddeutschland existieren gegenwärtig, wie der in München erscheinende „Arbeiter" feststellt, 372 Vereine des Verbandes der süddeutschen katholischen Arbeitervereine mit 58 239 Mitgliedern. In Italien bestehen 900 Arbeiterorganisationen mit über 200 000 Mitgliedern, wovon 500 auf Norditalien, etwa 200 auf die Marken, Umbrien, Emilia und die Romagna, die übrigen auf Latium und Süditalien entfallen. Sie haben fast alle Unterstützungs- und Hilfskassen für Krankheits- und Sterbefälle, teilweise auch für Unglücksfälle, momentane Not und Arbeitslosigkeit eingerichtet. Die christliche Demokratie ist bemüht den sozialdemokratischen „Arbeitskammern" die Leghe di Lavoro (Arbeitsligen) entgegenzusetzen. Die katholischen agrarischen Institutionen haben über 1400 ländliche Darlehnskassen gegründet.

Das permanente Comité dell' Opéra dei Congressi Cattolici hielt Anfangs Mai in Bologna unter dem Vorsitze seines Präsidenten, des Grafen Pagamizzi, eine von 60 Delegierten sämtlicher Regionalkomitees des Landes besuchte Versammlung ab. Man beschloß unter anderm, an alle katholischen Vereine Italiens zwei Zirkulare zu versenden, um die Verbreitung sozialer Institu-

tionen für das Volk nach den Intentionen der Encyclica Graves de communi zu fördern und auf die Notwendigkeit der beruflichen Organisation der italienischen Katholiken hinzuweisen. Für diese soll ein ständiges Zentralamt in Bergamo geschaffen werden.

Nach der ersten offiziellen Statistik, die der Nationalrat des Verbandes der katholischen Arbeiterorganisationen in Spanien publizierte, hat der Verband gegenwärtig in 45 Diözesen 264 katholische Arbeiterorganisationen mit 72142 Mitgliedern. Der Hauptagitator der katholischen Arbeiterbewegung in Spanien ist der Jesuitenpater Anton Vicent, der 1866 im Collegio de San Ignacio zu Manresa den ersten katholischen Arbeiterverein in Spanien gründete, worauf im Jahre 1867 noch die Gründung eines Vereins jugendlicher Arbeiter in Madrid und 1869 und 1871 die der Arbeitervereine in Valladolid und Valencia folgte. Von 1871—1891 sind etwa 80 Vereine entstanden. Seit der Publikation der Encyclica Rerum novarum sind ca. 180 Vereine gegründet worden. Die meisten Vereine zählt die Diözese Valencia nämlich 73 mit 21677 Mitgliedern. Madrid hat 20 Vereine mit 10269 Mitgliedern, Barcelona 12 Vereine mit 6255 Mitgliedern. Die Vereine haben fast alle Abend- und Sonntagsschulen für die Mitglieder und zum Teil auch für deren Kinder gegründet. Die Abendschulen werden von ca. 20000, die Sonntagsschulen von ca. 24000 Arbeitern, die Kinderschulen von ca. 10000 Kindern besucht. Der Unterricht zerfällt in höheren, mittleren und Elementarunterricht, er wird von Priestern und Professoren an den staatlichen Anstalten größtenteils unentgeltlich erteilt. Die meisten Vereine besitzen Sparkassen, Unterstützungskassen für Arbeitslosigkeit, Krankheit und Sterbefälle. Auch sind Konsumanstalten gegründet worden. In Madrid existiert unter Leitung von Theologen eine „Allgemeine Vereinigung zum Studium und zur Verteidigung der Interessen der arbeitenden Klassen“, die etwa 700 befähigte Mitglieder aus den katholischen Arbeitervereinen aufgenommen hat. Von ihr wurden 1899 elf Projekte sozialer Reformen ausgearbeitet. Diese sind teilweise zur Grundlage der ersten 1900 von den Cortes sanktionierten Arbeiterschutzgesetze genommen worden.

In Brüssel ist ein „Sekretariat katholischer Werke“ gegründet worden, das alle katholischen Vereine und Werke verbinden und dessen Thätigkeit sich in sechs Sektionen auf Unterstützungs- und Pensionskassen, professionelle Arbeitersyndikate (christliche Gewerkschaften), den Schutz des kleinen Handwerkers und Bürgers, Patronagen und charitative Werke, Schulen und Propaganda ausdehnen soll.

Aus diesen Daten geht hervor, daß der praktische Kampf gegen die rote Internationale katholischerseits gegenwärtig mit aller Energie international organisiert wird.

In Paris fand vom 14.—16. April der diesjährige Kongreß katholischer Soziologen und katholisch-sozialer Revuen (Revues sociales Catholiques) unter dem Präsidium des Direktors der Association Catholique, Mr. Salvatier, statt. Es wurde speziell über die Alters- und Invaliden-Versicherung in Frankreich beraten. Schließlich wurde eine Tagesordnung betreffs Gründung einer Vereinigung katholischer Soziologen angenommen, der die von Leo XIII. in seinen Encycliken dargelegten Prinzipien zu Grunde gelegt werden sollen. Ch Th

---

Goetheanbetung. Der Wiener Goetheverein versendet eine Ankündigung seiner „Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals.“ Nach dem Inhaltsverzeichnis enthält dieses Buch einen Artikel von Eugen Guglia: „Ein Buch von der Nachfolge unseres Herrn und Meisters Goethe“. Mit dem Autor über diesen Titel zu rechten hat keinen Sinn. Aber fragen muß man doch, ob Vereine, welche die Verbreitung der Goethekenntnis und des Goetheverständnisses anstreben, das Recht haben und gut daran thun, die deutschen Christen so sehr als Quantité négligeable zu behandeln, daß sie sich nicht scheuen, diese durch plumpe Blasphemien abzustoßen. Es giebt sehr viele gründliche Goethekenner und warme Goethsverehrer, die Goethe nicht „ihren Herrn und Meister“ nennen. Ueber die bodenlose Geschmacklosigkeit solcher Ergüsse ist kein Wort zu verlieren. Eine Publikation, an der Schriftsteller ersten Ranges beteiligt sind, sollte von dergleichen rein gehalten werden. F C

Zum Fall Reicke haben wir uns mit aller Zurückhaltung bereits in voriger Nummer geäußert. Inzwischen ist von einer Versetzung des Konsistorialrats aus dem Berliner in das Königsberger Konsistorium nicht mehr die Rede, vielmehr geht Dr. Reicke in ein anderes Staatsamt über. Der Reichskanzler selbst soll eingegriffen und dem kirchlicherseits so schwer Beleumdeten einen sehr ehrenvollen Posten angeboten haben. Liberale und demokratische Blätter jubeln darüber: „Die Orthodoxen werden rasen!“ Wie wenig kennen doch diese Liberalen und Demokraten unsre Orthodoxen! Etwas ernster und tiefer sind diese denn doch zu nehmen. Es giebt ihnen wirklich kein Aergernis, wenn der gewesene Konsistorialrat in andern Staatsämtern Karriere macht: das Aergernis ist ihnen damit gehoben, daß er aus dem Kirchenamt schied. Seit Wellhausen nicht mehr der theologischen Fakultät angehört, lassen sie seine Person in Ruh, registrieren sogar ohne zu grollen, daß er den Orden Pour le mérite bekommen hat. Kurz es handelte sich bei der Aktion gegen Dr. Reicke thatsächlich allein darum, ihn aus dem Kirchenamt zu drängen.

Der Sieg ist gewonnen und die intrigante Gruppe befriedigt. In maiorem ecclesiae gloriam. Leider aber können wir den Siegern einige ernste Anmerkungen zur Sache nicht ersparen.

Die Maßregelung Reickes mußte erfolgen ausgesprochnermaßen 1. wegen seines Dramas „Freilicht.“ Es wird als „naturalistisches Drama“ durch die Presse geschleift; alsbald ist überhaupt von „naturalistischen Gesinnungen“ Reickes ohne Begrenzung auf das Drama die Rede. Was aber unsre guten Orthodoxen unter „naturalistisch“ verstehen, ist ungefähr das denkbar Schlimmste. Ich nun bin so frei zu bezweifeln, daß auch nur die Kollegen von der kirchlich-konservativen Presse „Freilicht“ gelesen haben. Sie gaben eine Parole weiter, die sie empfangen hatten. Denn da „Freilicht“ nicht im Buchhandel zu haben ist, hatten es sicher die Wenigsten zur Hand. Und sonst wäre es zu dumm. Ich erkläre hiermit noch deutlicher, als wir es bereits früher gethan haben, daß es sich hier um ein durchaus harmloses, ja in spezifischem Sinne moralisches Stück handelt. Den Beweis dafür anzutreten bin ich jederzeit bereit.

2. wegen persönlicher Teilnahme an der Protestversammlung gegen die Lex Heinze als Vorstandsmitglied des Goethebundes und überhaupt wegen Mitgliedschaft im Bundesvorstand. Hieraus können dem Konsistorialrat nur die ein Verbrechen machen, denen an sich die Lex Heinze und der Kampf für sie Christenpflicht war. Es sind aber auch in christlich-evangelischen Kreisen, je länger damals die Verhandlungen währten, die Bedenken gegen das Gesetz je mehr gewachsen. Ich erinnre an die treffliche Petition des Leipziger Vereins für Innere Mission. Und wenn selbst die ehrliche kirchlich-konservative Presse — wie ich sie im Reichsboten repräsentiert finde — heute „Freilicht“ zu einem seelengefährlichen Drama macht, so hat man das Gefühl, daß alle künstlerisch interessierten Elemente in der evangelischen Kirche noch ganz anders wider die drohende Gefahr hätten auftreten und dem Goethebund nicht allein das Feld lassen sollen. So begreifen wir, daß Reicke, selbst Dichter, sich dem Goethebund anschloß; ist in jener Versammlung manches Wort gefallen, daß die Heinze-Gesetzgebung allzu bitter auf Rechnung der Kirche und der Pfaffen schrieb, so protestierte der Konsistorialrat eben durch seine Gegenwart gegen diese Einseitigkeit und vor der Losung „Wider die Pfaffen!“ brauchte sich Niemand getroffen zu fühlen, der nicht mit pfäffischem Geiste in der schwierigen Sache thätig war.

Seis drum, die Hetze gegen Reicke ward aus einer ganz bestimmten Ecke eröffnet und hat Erfolg gehabt. Die hohen preußischen Beamten (darum wird ja Bülow so angestaunt) sind viel zu belastet mit Arbeit, um verständnisvoll die moderne Kunst zu verfolgen oder gar den dichterischen Erzeugnissen eines ihrer Unterbeamten nachzugehn. Aber die Zeitungsausschnitte wider Konsistorialrat Reicke mehrten sich, und einfach der Wucht des Calumniare audacter (des nur immer Drauf-los-schimpfens) mußte der Angegriffene weichen. Denn dergleichen ist einer Behörde an ihren Beamten nicht angenehm.

An welcher hoher Stelle man zuerst zu der Erkenntnis gekommen ist, daß der See sein Opfer haben müsse, welche persönlichen Einflüsse da noch mögen mitgespielt haben, kann Unsereins nicht wissen. Aber der Verdacht, daß hinter den Kulissen gearbeitet worden ist, drängt sich darum auf, weil, was zu Tage liegt und von der kirchlich-konservativen Presse offen angeführt wird, zur Motivierung des Falles Reicke absolut nicht genügt.

Alles in Allem haben wir an dieser Episode unsers öffentlichen kirchlichen Lebens einen Fall von Machtprobe, riskiert und bestanden vor einer Gruppe, die ihren Sitz nicht im Kirchenregiment hat, aber über eine Presse und, vermutlich, über wichtige persönliche Einflüsse verfügt.

Man bedarf keiner Information, um so viel zu sehen. Unsre Leser wissen, daß uns das kirchenpolitische Treiben in Berlin insgemein von Herzen gleichgiltig ist. Hindern können wir es nicht und mitmachen mögen wir es nicht. In diesem Fall haben die kirchlichen Eiferer — es gewiß sehr gut gemeint mit der Kirche. Es wird ihnen auch am Beifall ihrer Kreise nicht fehlen, wiewohl ich hoffe, daß er nicht tief und nicht weit geht. Im übrigen haben sie erreicht, daß die „Kirche“ in den Augen Vieler wieder einmal blamiert ist, und daß, wer die „Kirche“ lieb hat und freiere Augen für das große geistige Leben hat, sich für sie schämt. Es ist nicht zu verlangen, daß die „Kirche“, d. h. die rechtlich verfaßte Kirchengemeinschaft, ihr besondres Verhältnis zur Kunst hat. Versucht sie es zu gewinnen, so gerät sie auf die Bahnen jener verdächtigen Heinze-Paragraphen und des Ultramontanismus. (Vgl. Hoensbronch, Ultramontanes zur Lex Heinze; soeben erscheint eine zweite Auflage.) Was die evangelische Kirche als spezifisch-christliche oder kirchliche Kunst protegiert, ist unsagbar arm. Es ist auch nicht evangelisch, dergleichen Sonderkunst zu wollen. So soll also die evangelische Kirche ihren Gliedern nicht wehren, jedes auf seine Weise die ihm eigene Beziehung zur ganzen, großen Kunst zu suchen. Und sie sollte sich freuen, wenn selbst in kirchlichen Aemtern Leute sitzen, die mit den Musen auf vertrautestem Fuße leben. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag 11. Juli 8 Uhr im Passagensaale von Kitzing und Kelbig: Die Autorität der Bibel (Markgraf).

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Das Leben Jesu

Von

D. **James Stalker**

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

Dritte Auflage

Klein 8. 1901. M. —.80. Gebunden M. 1.60

Der berühmte Theologe † D. C. von Weizsäcker urteilte anläßlich des ersten Erscheinens: „**Das Buch ist mit einem wunderbaren Geschick geschrieben. Voll Glaubenswärme und doch ohne dogmatische Enge, auf der Höhe der biblischen Forschungen der Gegenwart und doch ohne gelehrten Ballast, giebt es in einfacher und knapper Form, in klaren, durchsichtigen Zügen ein Bild des Heilandes, das sich tief in die Seele einprägt.**“

Leben Jesu

Von

D. Oskar Holtzmann,
Professor an der Universität Giessen

Gross 8°. 1901. M. 7.60. Gebunden M. 10.—

Soeben erschienen

Die Geschichte Jesu

Erzählt von

D. **Paul Wilhelm Schmidt,**
ord. Professor der Theologie an der Universität Basel

Dritter Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle

8°. M. 3.—. Gebunden M. 4.—

Professor D. **H. J. Holtzmann** schreibt in den „**Protestantischen Monatsheften**“: „Das Buch stellt in dem bezüglichen Bereich von Litteratur die reiflichst erwogene, ausgetragenste Frucht gediegener Studien zum Leben Jesu dar, welche die letzten Jahre gebracht haben.“

WANGEROOG

Nordseebad. Prospekte versendet **Die Badekommission**

Wir suchen möglichst auf sofort eine **Gemeindeschwester** für unsere evangelische Gemeinde (Stadt von ca. 4000 Seelen). Anerbietungen unter Angabe der Bedingungen und Vorlage von Zeugnissen an

Vegesack (Bremen) Pastor Baars

Luhns Seifenfabrik — Wasche mit **Luhns** Wasch-Extract. — Barmen

---

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco**
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Einzelnummern
Probenummern
direkt vom Verlag der Christlichen Welt

Polytechnisches Institut, Friedberg i. Hessen
(Gewerbe-Akademie) bei Frankfurt a. M.
I. **Höhere Lehranstalt** mit akad. Kursen für **Maschinen-, Elektro-** und **Bau-Ingenieure** etc.
II. **Technikum** (mittlere Fachschule) für **Maschinen-** u. **Elektro-Techniker.** — **Programm kostenfrei.**
(Prüfungs-Kommissar.)

Krüger & Co., Leipzig X.

liefern ungebraucht und fast neu:

Dienet einander. Homilet. Zeitschr. 1894—98. **(15.—) 7.—**
Freystedt, Gleichnisse des Herrn. Predigten 1896. **(4.50) 2.80**
Neander, Gesch. d. christl. Relig. u. Kirche. 4. A. 9 Bde. **(45.—) 10.—**
— Apostelgesch. 5. A. 1862. **(9.—) 1.50**
— Leben Christi. 7. A. 1874. **(9.—) 2.—**
Tholuck, Lehre v. d. Sünde. 8. A. Geb. **(5.50) 1.50**
— Predigten. 2 Bde. **2.—**
— Bergrede ausgel. **(7.20) 1.40**
— Psalmen ausgel. 2. A. **(12.—) 3.—**
Ullmann, Sündlosigkeit Jesu. 7. A. 1863. Geb. **(5.50) 1.60**
— Reformatoren vor d. Ref. 1866. **(14.—) 2.—**
— Greg. v. Nazianz. Zur Gesch. d. 4. Jahrh. **(6.—) 1.50**
Andree, Handatlas. 3. A. 96. Origb. **(32.—) 15.—**
Weltgeschichte v. Flathe etc. 12 Origbde. **(180.—) 120.—**
Brehm's Tierleben 3. A. 10 Origbde. **(150.—) 95.—**
Brockhaus, Konvers.-Lexikon 14. A. 1892—97. 17 Hfzbde. **(170.—) 68.—**
— Regal in Nussbaum. **(36.—) 22 —**
Kat. 23 Theologie etc.; **20** Hausmittel; **25** Philosophie **gratis.**

Ankauf und Tausch!

Ausgewählte

Christliche Reden

von

Sören Kierkegaard

Aus dem Dänischen übersetzt von

Julie von Reincke

Mit e. Anhang über Kierkegaards Familie und Privatleben nach den persönlichen Erinnerungen seiner Nichte, Fräulein Lund.

Nebst einem Bild K's und seines Vaters. Der Reinertrag ist für ein Isolierhaus am „Elisabethenstift“ zu Darmstadt bestimmt.

Eleg. geh. 3 Mk.; Eleg. geb. 4 Mk.

J. Ricker, Verlag, Gießen

Theologie!

Großes antiquarisches Bücherlager

Katalog gratis

v. Zahn & Jaensch, Dresden,
Weisenhausstr. 10

Krankenpflegerinnen
vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Villa Herzberg

Pension und Erholungshaus

in Dornholzhausen bei Homburg v. d. Höhe

fünf Minuten vom Walde am Fusse des 580 m hohen Herzbergs. Ruhige Lage in grossem Garten; herrlicher Blick auf den Taunus und auf Homburg. Mit Homburg durch elektrische Bahn verbunden. Pensionspreis je nach Lage und Grösse der Zimmer 4—7 Mk. Näheres durch die Verwaltung.

Preisausschreiben

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium erlässt ein Preisausschreiben zur Erlangung einer **Propagandaschrift** für die Frauenbewegung.

Nach Art eines Katechismus sollen in Frage und Antwort Entstehung, Entwicklung, gegenwärtiger Stand und Ziele der deutschen Frauenbewegung kurz und klar dargelegt werden.

Der Preis, der

Mark 1000

beträgt, kann ganz oder geteilt zuerkannt werden, wofür die Schrift Eigentum des Vereins wird.

Die Namen der Preisrichter werden noch bekannt gegeben. Sie sind berechtigt an dem von ihnen preisgekrönten Werke zweckentsprechende Aenderungen vorzunehmen.

Die Arbeiten sind mit einem Kennwort versehen bis spätestens 1. Februar 1902 an die Schriftführerin der Kommission einzusenden; ein geschlossener Briefumschlag mit gleichem Kennwort hat Name und Adresse des Verfassers zu enthalten.

Die Mitglieder der Kommission sind gern zu näherer Auskunft bereit.

Marie H. von Helldorff, Schriftführerin (Weimar, Ackerwand 13)
Fanny Boehringer (Mannheim)
Dr. Anna von Doemming (Wiesbaden)
Dr. Richard Knittel (Karlsruhe i. B.)
Dr. Selma von Lengefeld (Weimar)

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin